



Robert Schindels neues Theaterstück über Benjamin Marmorstein • Wer vertritt jüdische Anliegen besser? SPÖ oder ÖVP? • Historiker Tom Segev spricht über Simon Wiesenthal • Charles Lewinsky definiert jüdischen Humor

Ausgabe Nr. 42 (4/2010)

Tevet 5771

€ 3,-

www.nunu.at



Ada Yonath

Die israelische Chemie-Nobelpreisträgerin im großen Interview über ihr Leben und ihr schwieriges Verhältnis zu Österreich

SINN- TAG.

Hinter Schlagzeilen stecken auch nur Menschen. Aber was treibt die Personen an, die das Land bewegen? Was denken die Mächtigen rund um den Erdball? Antworten auf diese Fragen versucht Ihnen „**Die Presse am Sonntag**“ anhand von Porträts, Kolumnen und hitzigen Debatten zum Frühstück zu servieren. Damit Sie die Zusammenhänge sehen können, und jeder Sonntag zum Sinntag wird.



DiePresse.com



*Liebe Leserin,
lieber Leser!*

Selten fiel uns die Entscheidung, welche unserer Geschichten wir Ihnen auf der Coverseite unseres Magazins präsentieren wollen, so schwer wie diesmal. Zwei spannende Interviews standen zur Wahl: Zum einen das von Rainer Nowak gemachte Gespräch mit dem Schriftsteller Robert Schindel (Seite 29). Nowak, im Zivilberuf neuerdings nicht nur „Presse am Sonntag“-Chefredakteur, sondern auch Leiter des Innenpolitik-Ressorts der gleichnamigen Tageszeitung, unterhielt sich mit Schindel über die von ihm geschaffene Figur Saul Dunkelstein. Sie basiert auf der Vita des umstrittenen Wiener Rabbis Benjamin Marmorstein, der Mitglied des Wiener Judenrats nach 1938 war.

Zur Auswahl stand weiters das von Lukas Wieselberg geführte Interview mit der israelischen Chemie-Nobelpreisträgerin Ada Yonath (Seite 44). Darin erzählt die Wissenschaftlerin nicht nur von den aufregenden Stunden knapp vor der Entscheidung des Nobelpreiskomitees, sondern auch von ihrer schwierigen Beziehung zu Deutschland und Österreich. Wieselberg, der als Wissenschaftsredakteur bei Ö1 und science.ORF.at. arbeitet, ist Ihnen vielleicht auch noch aus dem letzten NU ein Begriff. Damals lieferte er eine fundierte Geschichte über Hitlers Propagandaschlacht in den arabischen Ländern.

Dass es letztlich Yonath war, die das Rennen machte, hat nicht damit zu tun, dass die NU-Chefredaktion auf Nummer sicher gehen wollte und Nowak, der seine Texte notorischerweise immer in allerletzter Sekunde liefert, lieber nicht auch noch mit einer Titelgeschichte belasten wollte. Eher spielt schon eine Rolle, dass wir nach drei Herren in Folge gerne wieder eine Frau am Titelblatt sehen wollten. Letztlich gab aber den Ausschlag, dass Yonath – die in Wien die Wilhelm-Exner-Medaille überreicht bekam – während ihres Aufenthaltes nur zwei ausgewählten Journalisten Interviews gab. Einer davon war Lukas Wieselberg für NU. Das freut uns natürlich besonders, und diese Freude wollten wir Ihnen am Cover einfach nicht vorenthalten.

Auch sonst ist dieses Heft dicht bepackt mit spannenden Gesprächen. Der Politologe Thomas Schmidinger, derzeit als Research Fellow an der University of Minnesota (USA) tätig, besuchte Robert Treuer, dessen abenteuerliches Leben ihn vom Arbeiterbezirk Sievering zu den Ojibwe in Minnesota führte. Seine Reportage zählt zu den großen Lesestücken in unserer Feiertagsausgabe. ORF-Journalist Michael Kerbler lieferte uns eine Nachlese zum Gespräch mit dem

EDITORIAL

israelischen Historiker, Journalisten und Autor einer neuen Simon Wiesenthal-Biografie, Tom Segev, das er im Rahmen der Ö1-Reihe „Zeitgenossen im Gespräch“ Ende September dieses Jahres im Jüdischen Museum Wien geführt hatte. Danielle Spera traf die Pädagogin und Religionsausbilderin Michal Grünberger, um mit ihr über die jüdische Tradition der Mikwe zu sprechen – ein Thema, das von Tabus und Faszination gleichermaßen geprägt ist. Und unsere Praktikantin Ruth Eisenreich, die inzwischen übrigens begonnen hat, Journalismus zu studieren, sprach im dritten Teil der Serie „Erzählen Sie mir“ mit Susanne Guttmann über ihr Frau-Sein als Jüdin.

Ebenfalls mit uns, genau genommen mit NU-Autorin Petra Stuibler, gesprochen haben zwei Herren, die sich vor kurzem noch via Internet auf der Plattform Facebook heftigst zum Thema Jüdisch-Sein und Politik befelegten. Stuiblers Geschichte über Daniel Kapp, Pressesprecher von Finanzminister Josef Pröll, und Raphael Sternfeld, internationaler Sekretär der SPÖ, ist fast so kurzweilig wie das aktuelle Dajgezzen, das uns Peter Menasse und Erwin Javor in bewährter Weise für den Heftabschluss lieferten. Javor, der uns auch in seiner Kolumne „Mammeloschn“ unterhält, ist es auch zu verdanken, dass wir in dieser Ausgabe einen wunderbaren Essay des Schweizer Publizisten Charles Lewinsky bieten können. Er nähert sich auf subtile wie intelligente Weise dem unerschöpflichen Thema jüdischer Humor.

Überzeugt? Dann scheuen Sie sich nicht, NU zu unterstützen: BA-CA (BLZ 12000), Kontonummer 08573 923 300.

Ich wünsche Ihnen unterhaltsame und anregende Lesestunden mit dem neuen NU sowie schöne Feiertage im Kreise der Menschen, die Ihnen lieb und wichtig sind,

Ihre Barbara Tóth,
stellvertretende Chefredakteurin

Achtung, neue Adresse:

Zuschriften an office@nunu.at oder Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum: Esteplatz 6/5, 1030 Wien



UNS EMPÖRT ...

... Der neue „Tal der Wölfe“-Film, der Anfang 2011 in die türkischen Kinos kommen wird. In dem Film geht es um eine Art türkischen James Bond, der nach Israel reist, um den israelischen Angriff auf die Gaza-Hilfsflotte zu rächen. Er heißt Polat Alemdar. Der Film soll wohl die Rachegelüste der Türken befriedigen. Jedenfalls provoziert er mit antisemitischen Untertönen. Im reißerischen Vorspann werden Israelis gezeigt, die von „Großisrael“ träumen. In einer Szene schießt Alemdar, der schmal geschnittene Anzüge trägt wie sein britisches Vorbild, ungerührt einen Mann nieder, dessen Blut dann auf ein Bild mit einem Davidstern an der Wand spritzt. „Tal der Wölfe“ ist eine erfolgreiche türkische TV-Serie, der Kinofilm namens „Palästina“ ist bereits die zweite Kino-Auskoppelung. „Wir sprechen Dinge an, die keiner hören will, immer und immer wieder. So machen wir denen Angst, die schuldig sind“, sagt Alemdar-Darsteller Necati Sazmaz in einem ZDF-Interview. Der Film sei die Antwort auf Figuren wie Rambo, aber eben aus der Sicht des Nahen Ostens. Selbst türkische Intellektuelle warnen vor den Ressentiments, die dieser Film weckt.

UNS BEUNRUHIGT ...

... Die beispiellose Medienhetze gegen Paul Lendvai in Ungarn. Der Publizist hat vor kurzem das Buch „Mein verspieltes Land“ veröffentlicht, in dem er mit dem regierenden Premier Viktor Orbán hart ins Gericht geht. Daraufhin brachte die Wochenzeitung „Heti Válasz“ (Wöchentliche Antwort)

eine Titelgeschichte, in der Lendvai der Kollaboration mit dem kommunistischen Geheimdienst in den 80er-Jahren beschuldigt wird. Heti Válasz gehört zum Fidesz-Medienimperium. Die Vorwürfe sind nicht neu, die publizierten Akten belegen nur, dass Lendvai mit ungarischen Diplomaten in Wien Kontakt hatte, wie viele andere Auslandsjournalisten auch.

UNS INTERESSIERT ...

... Alina Treiger, die erste Frau, die nach dem Holocaust in Deutschland zur Rabbinerin ausgebildet wurde und nun ihre Ordination erhält. Die 31-Jährige wurde in der Ukraine geboren und wuchs in einem jüdischen Milieu in Poltawa auf. Laut Wikipedia konvertierte Treiger zum Judentum, weil zwar ihr Vater, aber nicht ihre Mutter jüdisch waren. Mit 18 Jahren entschied sich Treiger, nach Moskau zu gehen, um sich dort zur Gemeindearbeiterin ausbilden zu lassen. 2001 zog sie nach Berlin, wo sie am Abraham-Geiger-Kolleg ihr Studium begann. Es ist ein liberales Rabbinerseminar, das seit 1999 Geistliche ausbildet. Neben Hebräisch lernte sie Deutsch. Alina Treiger wird die Gemeinden in Oldenburg und Delmenhorst betreuen. Die erste Rabbinerin Deutschlands war Regina Jonas, die 1930 ihr Studium an der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums abschloss, 1935 geweiht wurde und 1937 eine Stelle als Rabbinerin erhielt. Sie wurde in Auschwitz ermordet. Alina Treiger ist sich des großen Erbes

bewusst, das sie antritt. Es sei ein „unglaublicher Moment“ gewesen, als sie im Jüdischen Museum Berlin das erste Mal vor dem



Porträt von Jonas stand, erzählte sie dem „Tagesspiegel“.

UNS BEFRIEDIGT ...

... Dass die Regierung trotz Sparpaket die Sanierung jüdischer Friedhöfe endlich mitfinanziert. Eine Million Euro pro Jahr wird der Bund zur Erhaltung der jüdischen Friedhöfe durch den Bund. Die Abwicklung erfolgt über einen Fonds, der beim Nationalrat eingerichtet wird. Voraussetzung für finanzielle Leistungen aus dem Fonds ist eine Verpflichtung der jeweiligen Standortgemeinde, den Friedhof nach Abschluss der Sanierungsarbeiten für zumindest 20 Jahre instand zu halten. Dass Wien sich ebenfalls dazu bekennt, ist laut Kultusgemeinde „der wesentliche Meilenstein zur tatsächlichen Umsetzung des gesamten Projekts“. Auch muss die Israelitische Kultusgemeinde jedes Jahr den gleichen Betrag wie der Bund aufbringen – nicht aus eigenen Mitteln, wie sie betont. Sie will Länder, Gemeinden, Spender und die Union um Beiträge bitten.

UNS GEFALLEN ...

... Die neuen Bücher, die NU-Autoren geschrieben haben. Barbara Tóth hat gemeinsam mit Caritas-Präsident Franz Küberl „Mein armes Österreich“ verfasst. Es zeigt in neun Reportagen, wo Armut in Österreich herrscht und wie man konkret helfen kann. Außerdem liefert es viele Argumente für all jene, die finden, dass „Gutmensch“ kein Schimpfwort sein darf, sondern eine Auszeichnung für echte Citoyens. Von NU-Autorin Helene Maimann erscheint Anfang kommenden Jahres ein neues Buch zum 100. Geburtstag von Bruno Kreisky. Es heißt „Über Kreisky: Gespräche aus Distanz und Nähe“ (Falter Verlag) und bietet Interviews mit Weggefährten und politischen Beobachtern.



FOTO ©: PETER RICAUD



FOTO ©: VERENA MELGAREJO

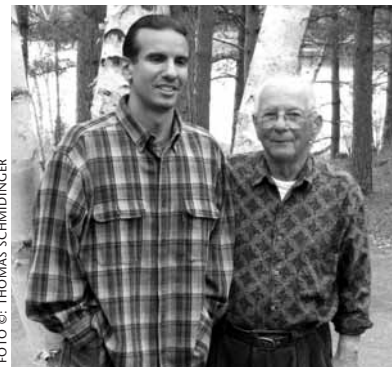


FOTO ©: THOMAS SCHMIDINGER

SEITE 19

EDITORIAL	3
MEMOS	4
AKTUELL	
ZEITGESCHICHTE	6
Wer war Simon Wiesenthal? Der Historiker Tom Segev im Gespräch	
Von Michael Kerbler	
PARTEIPOLITIK	11
Raphael Sternfeld (SPÖ) und Daniel Kapp (ÖVP) streiten darüber, wer die jüdischen Anliegen besser vertritt	
Von Petra Stuibler	
EXKLUSIVE ERINNERUNGEN	14
Anekdoten von und mit jüdischen Genies und Geistesgrößen Teil III	
Von Georg Markus	
WIEN	
LEBENSALLTAG	19
Was bedeutet die Mikwe heute noch? Pädagogin Michal Grünberger erzählt	
Von Danielle Spera	
SERIE ERZÄHLEN SIE MIR	23
Warum Susanne Guttman Feminismus skeptisch sieht	
Von Ruth Eisenreich	

SEITE 29

FREIZEIT	26
Porträt des ersten jüdischen Chors Wiens	
Von Rosa Lyon	
MAMMELOSCHN	28
Rebbe, was weißt du?	
Von Erwin Javor	
KULTUR	
LITERATUR	29
Der Schriftsteller Robert Schindel über Benjamin Murrelstein, Held seines neuen Theaterstücks	
Von Rainer Nowak	
ESSAY	32
Ein Nachruf auf den jüdischen Humor	
Von Charles Lewinsky	
REZENSION	34
Hedwig Brenners Erinnerungen an Czernowitz	
Von Thomas Schmidinger	
WELT	
LEBENSGESCHICHTEN	35
Robert Treuers Weg aus Sievering zu den Ojibwe in Minnesota	
Von Thomas Schmidinger	

SEITE 35

SERIE JÜDISCHE MUSEEN	40
Zuwanderung als Thema: das Jüdische Museum in Frankfurt	
Von Katja Sindemann	
COVER	
INTERVIEW	44
Chemie-Nobelpreisträgerin Ada Yonath im großen NU-Interview	
Lukas Wieselberg	
EIN SUCHBILD AUF JIDDISCH	49
Von Michaela Spiegel	
ALLTAGSGESCHICHTEN	50
Neue Moscheen braucht das Land	
Von Erwin Javor	
KOMMENTAR	51
Judeo-Christliches Erbe	
Von Martin Engelberg	
IN EIGENER SACHE	53
UNSERE AUTOREN	54
DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN	55
Von Peter Menasse und Erwin Javor	
IMPRESSUM	56

office@nunu.at

www.nunu.at

„Er war kein Jäger, er war ein Verfolgter“

Der Journalist und Historiker Tom Segev erzählt, warum er sich beim Schreiben seiner Simon-Wiesenthal-Biografie so schwer tat, welche Rolle der Mossad in Wiesenthals Leben spielte und warum er glaubt, dass Wiesenthal sich letztlich mit den Tätern identifizierte.

VON MICHAEL KERBLER

(DIESES GESPRÄCH FAND IM RAHMEN DER Ö1-REIHE ZEITGENOSSEN IM GESPRÄCH ENDE SEPTEMBER DIESES JAHRES IM JÜDISCHEN MUSEUM WIEN STATT)

NU: Ich würde gerne hier einen dritten Sessel herstellen, symbolisch für Simon Wiesenthal, der im Mittelpunkt unseres Gesprächs stehen wird. Ich habe mit Herrn Wiesenthal im Jahr 1988 ein langes Gespräch geführt, als sein Buch „Recht, nicht Rache“ erschienen ist. Ganz wichtige Punkte, die Sie, Herr Segev, in seiner Biografie angesprochen haben, standen auch damals zur Debatte und deshalb wird an besonders wichtigen Punkten unseres Gesprächs Simon Wiesenthal selbst zu hören sein. Herr Segev, Sie haben das Buch, diese Biografie, als Ihr schwierigstes Buch beschrieben. Warum fiel Ihnen die Abfassung dieser Biografie schwerer, als ein Buch über die Geschichte Israels, über die Palästinenser oder über den Holocaust zu schreiben?

Segev: Es war für mich so schwer – erstens – weil ich noch niemals zuvor eine Biografie geschrieben habe. Zweitens, weil Wiesenthal ein sehr komplizierter Mann war, der nicht leicht zu durchschauen ist und weil ich mir immer gesagt habe, ich will einerseits fair sein zu ihm, also ich habe ihn immer vor mir gesehen, und andererseits will ich fair sein zu dem Material, das er hinterlassen hat. Wiesenthal neigte manchmal zwischen Fantasie und Realität zu leben und das erschwerte mir manchmal auch das Buchprojekt.

Wenn ein Biograf sich daran macht, einen Menschen zu beschreiben, wo beginnt er dann? Wo ist der Anfang des roten Fadens?

Eine Biografie beginnt meistens mit der Beschreibung des Städtchens, in dem der Mann oder die



Es gibt nichts Leichteres als Widersprüche in der Biografie von Simon Wiesenthal zu finden und nichts Schwereres, als diese Widersprüche zu verstehen.

Person, über die man schreibt, geboren worden ist. Ich habe es in diesem Fall anders gemacht, weil ich dachte, ich will erst mal ein bisschen Neugier erregen beim Leser und habe angefangen mit Wiesenthal in Israel im Jahr 1949, als er die Asche von 200.000 Holocaust-Opfern nach Israel bringt, damit sie dort begraben sind. Das ist ein sehr dramatischer Moment für eine Einleitung! Und dann habe ich gedacht, fangen wir doch gleich mit Eichmann an. Und wenn der Leser dreißig oder vierzig Seiten gelesen hat, ist er – so denke ich mir – auch interessiert, mehr über die faszinierende Persönlichkeit Simon Wiesenthal zu erfahren.

Warum ist Simon Wiesenthal, ein Mann, der Israel so gemocht und verteidigt hat, aber in Österreich geblieben?

Ja, diese Frage, warum er in Österreich geblieben ist, war für mich eine Hauptfrage. Als Israeli wächst man mit der Auffassung auf, dass alle Juden in Israel leben müssen. Übrigens: Das ist nicht meine Meinung. Ich habe kein Problem mit Juden, die nicht in Israel wohnen, aber warum in Österreich? Wieso ist er in Österreich geblieben, zumal ja die meisten überlebenden Juden von Österreich nicht wieder zurückgekommen sind nach Österreich? Wieso ist er hier geblieben? Man hat ihn das so oft gefragt. Israelis haben ihn oft gefragt, warum leben Sie nicht Israel? Und dann hat er gesagt, weil es in Israel nicht genug Nazis gibt für mich. Aber das war wieder so eine Art von Wiesenthal, auszuweichen. Er hatte so diese Art, wenn er etwas nicht sagen wollte, auszuweichen. Ich bin nach langem Überlegen zu dem Schluss gekommen, dass er in Österreich geblieben ist, weil er sich in Österreich zu Hause gefühlt hat. Er hat sich als Österreicher gefühlt. Er hat sich als österreichischer Patriot gefühlt. Und das ist ein bisschen schwer, so zu verstehen und wahrzunehmen. Aber ich glaube, dass es doch so war. Er hat eigentlich sein ganzes Leben lang Wien als seine politische, seine

intellektuelle Heimat betrachtet und es war irgendwie natürlich für ihn, dass er eben dann hier geblieben ist, als er aus Mauthausen befreit wurde. Der Grund, warum ich mir so sicher bin? Nun, ich glaube ihm, weil er schon Anfang der 1950er-Jahre sich so große Mühe gegeben hat, Österreich von antisemitischen Erscheinungen zu befreien; er hat immer protestiert gegen irgendeine antisemitische Karikatur in einer Zeitung oder ähnliche Vorfälle. Er hat dauernd versucht, Österreich von Antisemitismus zu befreien und zu säubern. Also, als Israeli hätte ich mir gesagt, was geht dich das an, dass die Österreicher Antisemiten sind. Geh, leb, mach, fang ein neues Leben an. Wenn die Österreicher Antisemiten sind, sind sie Antisemiten, was geht dich das an. Aber es ging ihn eben an, weil er sich hier zu Hause fühlte, weil das seine eigene Gesellschaft war, für die er gekämpft hat.

Ich habe Simon Wiesenthal damals gefragt, was seine Motivation ist, sein Leben in Österreich zu verbringen und Nazi-Verbrecher aufzuspüren und damals hat er folgende Antwort gegeben:

Simon Wiesenthal: *Vorerst die Frage an mich selbst, warum hast du überlebt? Es gab Leute, die gescheiter, intelligenter wie du waren, Leute, die der Gesellschaft mehr geben konnten. Und da hat man ein Schuldgefühl und dann bekommen sie als sozusagen Heilung des Schuldgefühls einen Komplex, einen Vertretungskomplex. Ich muss die vertreten, die gerade in diesem Prozess nicht kommen können und anklagen, für die, die nicht kommen können und schildern. Sehen Sie, dieser Schuldkomplex des Überlebens – ich habe nicht überlebt auf Kosten anderer, aber der Fakt allein, dass ich überlebt habe und viele, viele tausende andere nicht, das wird mich begleiten bis zum Ende.*

Deckt sich diese Aussage mit Ihrer Recherche? Hat Simon Wiesenthal so einen Vertretungskomplex tatsächlich gehabt?

So ähnlich wie sehr viele Holocaust-

Überlebende hatte er ein Schuldgefühl, weil er überlebt hat, weil er relativ weniger gelitten hat als viele andere, weil er überlebt hat durch die Anständigkeit von zwei Deutschen, die ihm geholfen haben. Er hatte das Gefühl, dass er den Überlebenden oder der ganzen Menschheit etwas schuldet. Das ist natürlich tragisch. Wissen Sie, es gibt hunderttausende Holocaust-Überlebende, die es fertiggebracht haben, niemals den Holocaust zu vergessen, die es aber gleichzeitig geschafft haben, ein neues Leben anzufangen. Ob in Israel oder sonst wo. Wiesenthal aber blieb immer ein Verfolgter. Man nennt ihn immer „Jäger“. Aber eigentlich war er ein Verfolgter. Er war durch seine Vergangenheit, durch den Holocaust, ein Verfolgter – er ist das niemals losgeworden und das war eigentlich sehr tragisch, auch für seine Familie, für seine Frau, für seine Tochter.

Weil Sie die Suche nach Eichmann erwähnt haben: Welche der vielen Geschichten ist denn jetzt wirklich die richtige?

Die von Wiesenthal ...

Gut, dann hören wir Simon Wiesenthal zu.

Simon Wiesenthal: *Als im Zenit des Kalten Krieges die Leute, die mit mir gearbeitet haben, ausgewandert sind – Gerichte in Österreich und in Deutschland wollten keine Anklage mehr und keine Prozesse mehr machen – da war für mich klar, ich kann nicht mehr weiterarbeiten. Also, ich habe alle Unterlagen nach Jerusalem geschickt, schicken lassen. Ich habe mir nur zurückbehalten den Fall Eichmann, der sozusagen ein Nachbarnfall war. Und fünf Jahre später kamen die Israelis zu mir und sagten: Ich weiß, du hast uns doch Dinge mitgeteilt im Jahre 1953 über Eichmann, wie sind deine neuen Informationen? Da habe ich gesagt, ja, wir wissen, wo die Schwiegermutter von ihm lebt und die sagt, Eichmann wäre tot und die Tochter wäre mit einem anderen Mann verheiratet und das hat irgendwie korrespondiert mit dem, was die Israe-*

**„Wir haben alle Fehler gemacht in unserer Jugend.“
Wie kann der Wiesenthal dem Albert Speer einen
solchen Satz schreiben?**

lis in der Zwischenzeit herausgefunden haben. 1959, wie sein Vater gestorben ist, stand in der Parte nur der Name Vera Eichmann und kein anderer – neuer – Familienname, so wie alle geschrieben und gesagt haben, sie wäre verheiratet mit jemand anderen. Hier war sie als Vera Eichmann und in einer Parte lügt man nicht. Wir haben noch fotografiert das Begräbnis. Es ging ja um die Feststellung der Identität. Sein jüngerer Bruder sah übrigens genauso aus wie Eichmann auf einem Foto aus dem Jahr 35, das wir hatten. Er hätte können vertauschen das Foto und in seinen Pass geben. Ja, das hat auch etwas geholfen, Eichmann zu identifizieren. Ich war nicht in Argentinien. Das haben die Israelis gemacht. Und wie man ihn gebracht hat nach Israel, habe ich ein Telegramm bekommen, noch bevor das in der Presse war. Dann wurde ich eingeladen, weil die Sache Eichmann war ein Teamwork von vielen Leuten, die sich untereinander nicht gekannt haben. Dadurch wurde mein Name bekannt und in Österreich war ich der „Eichmann-Wiesenthal“ oder der „Eichmann-Jäger“.

Weil Sie, Herr Kerbler, gefragt haben, warum es so schwer sei über Wiesenthal zu schreiben. Wenn wir das eben Gesagte jetzt analysieren würden, Wort für Wort, dann stellen sich hier mindestens 20 Fragen: Stimmt das? Stimmt das, dass er das getan hat? Stimmt das mit dem Fotografieren? Interessant ist, dass er immer „wir“ sagt. So wie er immer die Eigenschaft hatte, immer „wir“ zusagen. Wieso „wir“? Er saß doch alleine in seinem Büro, erst am Rudolfsplatz und dann in der Saltzorgasse und hat Zeitungsausschnitte in Akten gelegt. Ich übertreibe es ein bisschen. Er hatte Mitarbeiter, ja, aber eigentlich war er ganz allein. Aber er hat immer so getan, wie wenn er an der Spitze einer Organisation steht, die mindestens eine Kombination von CIA, KGB und Mossad zusammen ist. Er hat das gezielt getan, damit er mehr Aufmerksamkeit schafft, mehr Presse kriegt und mehr Informationen, denn jeder seiner Auftritte hat ihm In-

formationen gebracht. Man weiß von den Akten, die er in seinem Büro hatte, von alphabetisch geordneten NS-Verbrechern, aber er hat oft, wenn er irgendwo erschienen ist, Briefe und Telefonate gekriegt von anderen Holocaust-Überlebenden und die Fakten hat er registriert und aufgeschrieben. Er hatte also eine große Sammlung von potenziellen Zeugen. Aber noch ein Wort zu Eichmann. Also, es war so, dass der Wiesenthal gleich nach 1945 die Leidenschaft hatte, Eichmann zu finden und die Behörden nicht in Ruhe gelassen hat, nach dem Eichmann zu suchen ...

Das wäre ja fast gelungen ...

Zu meinem großen Erstaunen hat sich herausgestellt, es stimmt, dass Wiesenthal dabei war, wie die österreichische Polizei versucht hat, den Eichmann in Altaussee zu verhaften, wo Frau Eichmann und die Kinder lebten. Sie dachten, Eichmann werde kommen, um die Silvesternacht mit seiner Familie zu verbringen und dann werden sie ihn verhaften. Einige Tage bevor diese Aktion stattfand, kam ein Israeli zu Wiesenthal und er fragte nach Eichmann und, so erzählt Wiesenthal, ich sagte ihm, vielleicht passiert bald was; das war ein Fehler, weil der Israeli wollte, dass ich ihn mitnehme zu der Aktion. Als sie dann in Altaussee waren, hat sich der Israeli in ein Wirtshaus gesetzt und angefangen, sehr laut den Mädchen über seine Erlebnisse im Unabhängigkeitskrieg von 1948 zu erzählen im Dorf und, also, innerhalb von einer halben Stunde wusste das ganze Dorf, dass da israelische Agenten sind und der Eichmann ist nicht gekommen.

Herr Segev, Simon Wiesenthal hat, nachdem Eichmann 1962 hingerichtet worden ist, gemeint, das hätte man nicht tun sollen. Man habe sich damit eine ganz wichtige Auskunftsquelle genommen, die über den Holocaust Auskunft hätte geben können. Teilen Sie diese Ansicht von Simon Wie-



senthal? War es richtig, Eichmann zu exekutieren?

Also, ich bin prinzipiell gegen die Todesstrafe, auch in diesem Fall. Es gab mehrere Israelis, die dagegen waren und es gab eine kleine Diskussion darüber. Martin Buber war dagegen und es gab eine Debatte in der Regierung. Einige Kabinettsmitglieder waren gegen die Exekution von Eichmann. Für mich war neu, dass Wiesenthal dagegen war, und zwar nicht, weil er prinzipiell gegen die Todesstrafe war, sondern weil er wirklich dachte, dass der Eichmann noch sehr viel weiß und man ihn als Zeugen am Leben lassen muss. Das hat mich überrascht.

Wie war denn das Verhältnis zwischen Wiesenthal und dem Mossad nun tatsächlich? Hat der Mossad ihm seine Erfolge nicht gegönnt, wurden seine Leistungen verheimlicht oder wollte der Geheimdienst bloß verhindern, dass die Öffentlichkeit von der Unterstützung Simon Wiesenthals durch den Mossad erfährt ...

Ah, ja, gut haben Sie das gesagt. Ich dachte, Sie werden jetzt sagen, er sei Agent gewesen ...

Nun, Herr Segev, wie würden Sie denn einen Mann bezeichnen, der von einem Geheimdienst eine monatliche Gage kriegt, und von dem der Geheimdienst dann Gegenleistungen erwartet. Der zum Beispiel – Sie führen das ja auch in Ihrem Buch an – nicht nur Nazi-Verbrecher aufspüren soll, sondern auch Informationen über Personen, die zum Beispiel am Assuan-Staudamm mitplanen oder am syrischen Raketenprogramm mitarbeiten, liefern soll. Wie würden Sie so jemanden bezeichnen?



**Bruno Kreisky hatte einen jüdischen Komplex.
Wiesenthal hat seine Identität als assimilierter Jude
bedroht, allein durch sein Dasein, wie er aussah und
wie er sprach und wie er sich als Zionist verstand.**

Ja, o. k. Anfang 1960, also nachdem Eichmann schon in Israel war und während des Prozesses, hat der Mossad in der Tat beschlossen, Wiesenthal zu helfen. Der kam damals aus Linz, war dann in Wien und wollte sein – wie er das nannte – Dokumentationszentrum eröffnen. Der Mossad hat beschlossen, ihm zu helfen und ihm ein monatliches Gehalt zu bezahlen von ungefähr 300 Dollar. In cash hat er das bekommen. Ich glaube, das war damals ziemlich viel, aber nicht furchtbar viel und er hatte sogar einen Decknamen. Der Mossad hat ihn in den internen Korrespondenten „Theokrat“ genannt und dadurch ist es ihm möglich gewesen, die Arbeit fortzuführen, die er 15 Jahre vorher begonnen hat. Das heißt, er war kein Agent, er war kein Spion. Man hat mich sogar gefragt, was das denn überhaupt gesetzlich, was er getan hat und ich habe dann geantwortet, es ist eigentlich nicht so gewesen, dass der Wiesenthal für den Mossad gearbeitet hat. Es ist so gewesen, dass der Mossad für den Wiesenthal gearbeitet hat ...

Darf ich da kurz unterbrechen. Es gibt vom Counter Intelligence Corps, dem 430. Detachement der amerikanischen Armee in Österreich, datiert mit 16. Jänner 1950, eine Unterlage, in der es heißt: Simon Wiesenthal, resident of the US-zone of Austria since 1945 and recognized leader of the Jewish DPs, also displaced persons in Upper Austria, Chairman of the Jewish Central Committee, is Chief Austrian Agent of the Austrian Israeli Intelligence Bureau. Ich weiß nicht, ob Sie die ...

1950 hat der Mossad noch gar nicht bestanden. Also, der Unfug in dem Fall, was gemeint ist 1950, ist, dass

Wiesenthal vorher schon, also zwischen '45 und '48 bei der sogenannten „Brigade“ tätig war, und geholfen hat jüdische Flüchtlinge aus Osteuropa durch Österreich nach Palästina zu bringen. Eben 1950 kann er noch nicht bei irgendeinem israelischen Intelligence Service gearbeitet haben, aber ...

Der nachfolgende Satz ist dann auch nicht richtig ...

Wie lautet der nachfolgende Satz? Ich erinnere mich nicht an dieses Dokument.

„He has recruited“, also er hat die Mitarbeit von Wilhelm Höttl (hochrangiger SS-Offizier, Adjutant von Ernst Kaltenbrunner; Anm. d. Red.) rekrutiert...

Ah ja, der Höttl hat damals übrigens in Altaussee gewohnt ...

... weil es – nur der Vollständigkeit halber – für Israel damals interessant gewesen ist, Informationen über den VDU, die Vorgängerpartei der FPÖ, und über die Organisation „Spider“, also die Organisation „Spinne“ im Ausseer Raum, wo sich Nazis organisiert haben, zu bekommen.

Ich will Ihnen mal sagen, dass diese Art von Dokumenten genau auch ein Teil der Antwort sind, wie Sie gefragt haben, warum es so schwer ist über Wiesenthal zu schreiben, weil so viele Geheimdienste so viel Unfug geschrieben haben, der nicht sein kann. Wiesenthals reguläre Beziehung mit dem Mossad beginnt jedenfalls erst in den 60er-Jahren. Als Israeli war ich eigentlich ziemlich zufrieden zu erfahren, dass der Mossad doch irgendetwas getan hat. Der Mossad hat nicht viel getan, um NS-Verbrecher zu fangen, aber wenigstens Wiesenthal haben sie finanziert. Also darüber war ich froh und ich glaube, wenn ich Österreicher wäre, dann würde ich mich auch freuen, dass es den Wiesenthal gab. Man hätte doch eigentlich erwarten können von der österreichischen Regierung,

dass sie das tut und von der deutschen Regierung. Die haben es eben nicht getan. Der Wiesenthal musste dauernd kämpfen gegen die österreichischen Behörden und die deutschen Behörden und gegen die amerikanischen Behörden übrigens auch, die manchmal frühere Nazis beschäftigt haben. Es ist passiert, dass er zu der CIA ging und sagt, ich weiß, wo ein bestimmter Verbrecher zu finden ist und die sagten zu ihm, danke schön, der arbeitet schon für uns, suchen Sie uns einen anderen.

Es gab damals in Österreich eine parlamentarische Untersuchung über einen Mitarbeiter des Innenministeriums namens Johann Ableitinger, der Akten oder Wissen der Staatspolizei an alle möglichen Leute verkauft hat. Einer davon, der auch Informationen gekauft hat, war Simon Wiesenthal.

Wiesenthal war fasziniert von Kontakten mit Geheimagenten. Der Ableitinger war ein Mann, bei dem er es leichter hatte, Informationen über NS-Verbrecher zu kriegen, weil der sie ihm wahrscheinlich verkauft hat. Dramatisch für die österreichische Politik war nicht, dass der Wiesenthal Kontakte mit Johann Ableitinger hatte, sondern, dass die israelische Botschaft, wie übrigens andere Botschaften auch, Beziehungen hatte. Also, da gab es einen Detektiv, der Informationen hatte und diese verkauft hat. Das hat Bruno Kreisky irgendwie dazu gebracht zu sagen, dass Wiesenthal Mafia-Methoden benutzt. Und das bringt uns wirklich auf die sehr, sehr zentrale und wichtige Frage, warum Kreisky den Wiesenthal so gehasst hat. Der Wiesenthal hat den Kreisky nicht gehasst. Er war politischer Gegner, aber der Wiesenthal war FPÖ ... entschuldigen Sie, ÖVP ... Entschuldigung ..., aber der Kreisky hat den Wiesenthal gehasst. Kreisky mag ein Kapitel in der Wiesenthal-Biografie sein, aber, so glaube ich, ein viel wichtigeres Kapitel ist Wiesenthal in der Kreisky-Biografie. Denn Kreisky war psychologisch nicht ganz zurech-

Als Israeli war ich eigentlich ziemlich zufrieden zu erfahren, dass der Mossad doch irgendetwas getan hat. Der Mossad hat nicht viel getan, um NS-Verbrecher zu fangen, aber wenigstens Wiesenthal haben sie finanziert.

nungsfähig in allem, was das Judentum und Israel anging. Er hatte einen jüdischen Komplex. Wiesenthal hat seine Identität als assimilierte Jude bedroht, allein durch sein Dasein, wie er aussah und wie er sprach und wie er sich als Zionist verstand. Es war die ideologische Ebene. Der Konflikt handelte davon, dass Kreisky nicht mit seiner jüdischen Abstammung fertigwerden konnte. Der Wiesenthal war eben irgendwie das Symbol für all das, was der Kreisky nicht sein wollte und er hat ihm ungeheures Unrecht angetan.

Haben Sie, Herr Segev, den Eindruck, dass Simon Wiesenthal in seinem Leben manchmal auch mit zweierlei Maß gemessen hat? Dass er zum Beispiel als Helmut Kohl, mit dem er befreundet war, Ronald Reagan nach Bitburg gebracht hat, wo auch SS-Opfer beerdigt waren, dass er geschwiegen hat und nichts gesagt hat. Dass er Albert Speer, eine Generalamnestie ausgestellt hat. Er hat ihm ja einen Brief geschrieben, „wir alle haben in unserer Jugend Fehler gemacht“ und als Albert Speer ihm einmal geschrieben hat, er habe sich bemüht die „sanitären Zustände in den KZs zu verbessern“, hat ihm der Simon Wiesenthal geantwortet, dass er – Speer – ein anständiger Mensch sei. Wiesenthal hat immer gesagt hat, es gibt keine Kollektivschuld. Bei Bundespräsident Waldheim hat er das gelassen, bei Friedrich Peter, dem er auch nicht nachweisen konnte, dass er persönlich etwas verbrochen hat, da hat das nicht gegolten. Bei den Kreisky-Ministern, die der NSDAP angehört haben, hat Wiesenthal den Finger auf die Wunde legt, bei der ÖVP-Regierung – Finanzminister Reinhard Kamitz, ein NSDAP-Mitglied, der um Aufnahme in die SS angesucht hat – hat Wiesenthal geschwiegen. Also: hat er manchmal mit zweierlei Maß gemessen?

Erstmal wahrscheinlich ja. Aber was wichtiger ist zu sagen, dass es nichts Leichteres gibt, als Widersprüche in

der Biografie von Simon Wiesenthal zu finden und es nichts Schwereres gibt, als diese Widersprüche zu verstehen. Ja, er hatte sehr gute Beziehungen zu Helmut Kohl und überhaupt hat er es leichter gehabt in Deutschland als in Österreich. Er hat es leichter gehabt in Deutschland als in Österreich. Die Beziehung mit Albert Speer ist wirklich etwas, was mich ungeheuer überrascht hat. Mir ging es so: Man geht in ein Archiv und da sind Briefe von Albert Speer an Wiesenthal und von Wiesenthal an Albert Speer. Da habe ich mich schon gewundert, was haben die miteinander zu tun? Also, ich kann schon verstehen, wieso der Albert Speer den Wiesenthal brauchte. Warum? Speer hat nichts anders getan nach seiner Freilassung, als sein historisches Image neu aufzubauen. Er hat Kontakte gesucht zu jüdischen Organisationen und auch zu Israel zur Hebräischen Universität, auch in Amerika. Er hat seine Biografie geschrieben, in der er eigentlich schreibt, ich habe von nichts gewusst, aber ich nehme die ganze Verantwortung auf mich. Und die ganze Welt hat ihn geliebt dafür und er war eine Celebrity. Die Beziehung zwischen Wiesenthal und Speer fängt damit an, dass der Wiesenthal ihm einen Brief schreibt und ihn fragt: „Wann hat die Nazi-Führerschaft zum ersten Mal und unter welchen Umständen den Ausdruck „Endlösung“ benutzt?“ Und der Speer antwortet ihm natürlich: „Also, ich habe das niemals gehört, ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden und ich habe das alles erst in Nürnberg gehört, aber ich freue mich, dass Sie mir schreiben, weil ich bin schon lange ein Verehrer von Ihren Büchern. Ich habe mir schon lange überlegt, ich möchte Sie einmal besuchen kommen!“ Und das nächste Bild in diesem Drama stammt dann von einem Mitarbeiter Wiesenthals, der mir erzählte, wie Wiesenthal aus seinem Büro in das Vorzimmer hinausstürzt mit dem Brief in der Hand und sagt: „Ihr glaubt nicht, wer mich besuchen will! Wer uns besuchen will!“

Der Albert Speer persönlich will uns besuchen!“ Das war für ihn als Holocaust-Überlebender erst mal eine Art Sieg. Also, der kommt mich besuchen. Ich, ich in meinem dritten Stock mit dem eisernen Ofen und umringt von tausenden von Akten von NS-Verbrechen. Albert Speer, der Freund vom Hitler kommt mich besuchen. Das war erst mal für ihn ein Sieg, aber das hat sich dann entwickelt. Die nächste Phase war dann eben eine Beziehung zwischen den zwei, ja man kann's nur so sagen, den zwei Celebritys. Der eine ist die Holocaust-Celebrity und der andere ist die Nazi-Celebrity und irgendwie treffen sie sich. Dann korrespondieren sie als zwei Architekten, auch sehr schmeichelnd für Wiesenthal. Wiesenthal hat ja Architektur studiert und dann reden sie über die Pläne von Linz und der Speer schickt ihm das und der Speer kam ihn besuchen und sie trafen sich. Der Speer tut etwas Besonderes. Er zeigt Wiesenthal das Manuskript seines Buches noch, bevor er es seinem Verleger zeigt. Lesen Sie das, sagen Sie mir, was halten Sie von meinem nächsten Buch? Irgendwann schreibt dann der Wiesenthal an den Speer den einen Satz: „Wir haben alle Fehler gemacht in unserer Jugend.“ Und das muss man wirklich drei- oder vier- oder fünfmal lesen, um es zu glauben. Wie kann der Wiesenthal dem Speer einen solchen Satz schreiben? Und da kommt man wieder zu dem Thema „Schuldgefühl“ und so wie ich das verstehe, hat sich der Wiesenthal als Opfer mit dem Täter identifiziert. Das gibt's auch unter Terror, bei Geiseln. Es ist etwas, was, glaube ich, uns wirklich etwas lehrt über die Psychologie von Wiesenthal, dem Holocaust-Überlebenden. Also, Wiesenthal, der Mensch, der immer in einem Schuldgefühl lebt und so stark, dass er sich schließlich identifizieren kann mit dem Nazi-Verbrecher Speer.

Herr Segev, ich danke Ihnen für dieses Gespräch!
Ich danke Ihnen!

Duell im Wahlkampf-Grauen

Zwei Polit-Profis stritten im Wiener Wahlkampf mit Verve um die Frage, ob SPÖ oder ÖVP die bessere Partei für jüdische Wähler sei. Ein Konflikt mit Unterhaltungswert und interessantem inhaltlichen Kern.

VON PETRA STUIBER



Es war ein Nebenschauplatz, quasi ein Mini-Schlachtfeld im an Schlachtfeldern nicht eben armen Wiener Wahlkampf. Aber es war nichtsdestotrotz eine der interessanteren Auseinandersetzungen – und, wenn auch sicher nicht in Wortwahl und Orthografie, doch zumindest thematisch eine der relevanten. Da ging es im Frühherbst dieses Jahres um die Frage, welche Partei Wiens Juden quasi „für sich“ beanspruchen kann – mit welchem historischen Recht, oder nicht. Oder darum, ob man nun, ob Jude oder nicht, Israels Regierung für ihren Umgang mit der Palästinenserfrage kritisieren darf, oder ob das Antisemiten und Antizionisten sofort in die Hände spielt. Und es ging letztlich darum, ob die Resolution des Wiener Gemeinderates, in der der Angriff des israelischen Militärs auf die Gaza-Flotilla verurteilt wurde, nun ein Fehler war – oder eben nicht.

Die Auseinandersetzung fand, gut





Daniel Kapp raphi, redma, wenn der wahlkampf vorbei ist, derweil übersteuerst du für meinen geschmack einwenig. falls du bis dahin doch zum nachdenken kommst, überleg folgendes: manchmal – und eh selten genug – geht es einfach um respekt und nicht um wählerstimmen... und vielleicht, ganz vielleicht hat sich in der övp etwas bewegt. und vielleicht, ganz vielleicht bewegt sich in der spoe auch einmal etwas
October 1 at 8:21pm · Like · 👍 1 person · Flag



Raphi Sternfeld wahlkampf vp mit josef klaus...
October 1 at 8:22pm · Like · Flag



Nikolaus Pelinka Danke Daniel Kapp – seit gefühlten hundert Jahren Pressesprecher von x Ministern und somit auch schon unter Schwarz-Blau – für die netten Worte. Zyniker wie du solltest sich nicht in moralische Debatten über den Umgang der ÖVP mit Rechtsradikalen einlassen, da ich dich noch als großen Verteidiger der "Wende" in Erinnerung habe. Bin gespannt, wann du deine angebliche momentane Anti-FPÖ-Haltung wieder gegen eine "Wir wollen die tolle Wende Vol. 2"-Haltung eintauscht ;-)
October 2 at 11:28am · Like · 👍 1 person · Flag



Daniel Kapp niko, nett, dass du dich meldest und mir erklärst, was moral ist. die debatte ist allerdings nicht eine über die schwarz/blau koalition, sondern eine über die flotilla resolution, initiiert im wr. rathaus von der spö (al rawi), leider u.a. unterstützt durch die övp – immerhin hat vp-klubobmann tschirf erkannt, dass es ein fehler war und da du nun mitdiskutierst, auch an dich die frage: war die flotilla resolution ein fehler, ja oder nein?
October 2 at 11:40am · Like · Flag



Nikolaus Pelinka wo ging es in der diskussion um dieses thema? ich habe raphi zugestimmt, da er die historisch etwas doppelbödige haltung der övp zum thema antifaschismus und rechtsradikale herausgearbeitet hat... solltest die oberen postings lesen ;-)
October 2 at 12:04pm · Like · 👍 1 person · Flag



Daniel Kapp auslöser der gesamten debatte war eine bemerkung von mir zur flotilla resolution. hier lediglich ein spin off. aber, ich nehme zur kenntnis, dass du der nächste genosse bist, der sich bei dieser frage um eine klare aussage drückt. ich für meinen teil finde es, dass es von der övp falsch war hier mitzustimmen. your call...
October 2 at 1:58pm · Like · 👍 1 person · Flag

sichtbar, via Facebook statt, ein sehr junges Medium, die Beteiligung war überaus rege. Viele hatten eine Meinung, ergriffen (zum Teil durchaus untergriffig) Partei für die Haupt-Protagonisten. Die waren parteipolitisch hoch motiviert. Auf der einen Seite Raphael Sternfeld, Spitzenkandidat der SPÖ im achten Wiener Gemeindebezirk, Josefstadt, beschäftigt im Internationalen Sekretariat der Bundes-SPÖ; auf der anderen Seite Daniel Kapp, Pressesprecher von Finanzminister und Vizekanzler Josef Pröll, ÖVP. Die beiden befelegten

sich über Tage hinweg mit Hingabe.

Ausgangspunkt des Konflikts war der Empfang, den Vizekanzler Josef Pröll zum jüdischen Neujahrsfest Rosh ha-Schana in seinen Amtsräumlichkeiten gegeben hatte. Der Kurier wusste zu berichten, dass fast die gesamte ÖVP-Nomenklatura dort auftauchte, von der SPÖ aber nur Finanzstaatssekretär Andreas Schieder und Sozialminister Rudolf Hundstorfer. Und dass Ariel Muzicant, Präsident der Israelitischen

„Pröls Bemühen um die jüdische Bevölkerung ist echt und ehrlich. Nicht die Vergangenheit, sondern Gegenwarts- und Zukunftsfragen sollen das Verhältnis zueinander bestimmen“.
Daniel Kapp

Kultusgemeinde, „vor Freude fast geweint“, als er die Einladung erhalten habe. Kapp postete den „Kurier“-Artikel auf Facebook, was Sternfeld als „lächerliche und peinliche Anbiederung der ÖVP“ kommentierte und meinte, Wiener Juden würden weder vergessen, dass die ÖVP dereinst antisemitisch angehauchte Wahlkämpfe bestritten habe, noch, dass sie im Jahr 2000 die Haider-FPÖ „ins Regierungsboot“ holte. Als leuchtendes Gegenbeispiel malte Sternfeld, wenig überraschend, das strahlende Bild der SPÖ.

Kapp ließ das naturgemäß nicht auf sich sitzen und legte den Finger sofort in die aktuell schmerzendste Wunde: Er bezeichnete die Flotilla-Resolution des Wiener Gemeinderats als Fehler – auch die Beteiligung der ÖVP daran, vergaß nicht zu erwähnen, dass sich der mittlerweile gewesene VP-Klubobmann Matthias Tschirf dafür entschuldigt hatte und forderte dasselbe von der SPÖ ein – was dieser beharrlich ignorierte und für sich in Anspruch nahm, das Vorgehen der israelischen Regierung in der Palästinenser-Frage weiterhin zu kritisieren: „Gegenüber Faschisten bin ich immer intolerant – und auch jüdische Faschisten mag ich nicht.“

Die Wogen gingen hoch, Freund und Feind der jeweils anderen Seite (darunter, natürlich auf Sternfelds Seite, SP-Stiftungsratssprecher und Laura-Rudas-Intimus Niko Pelinka) versuchten entweder zu beruhigen oder zu sticheln – je nach Naturell. Und kaum war die Wiener Wahl geschlagen, ward es still an der Facebook-Front. Der 32-jährige Neopolitiker Sternfeld hatte die Bezirksvorsteherung mitten im Achten nicht erobern können. Das tat, dank der Selbst-Spaltungskräfte der Grünen in diesem Bezirk, die ÖVP – und das

„Meine Familie gehörte zum liberal eingestellten Wiener Judentum. Da gab es eine extreme Nähe zur Sozialdemokratie und auch heute noch ist die SPÖ die einzige Partei, die für Leute wie uns infrage kommt.“
Raphael Sternfeld

war so ziemlich der einzige Erfolg, den Josef Pröll am Abend des 10. Oktober zu feiern hatte. Also andere Probleme allerorten.

Auf Nachfrage von NU wollen sich die beiden Polit-Kampfhähne freilich auch nicht von ihren damaligen Aussagen distanzieren. Sternfeld bleibt dabei: „Meine Familie hat schon vor 1938 aus Wien gestammt, wir gehörten zum liberal eingestellten Wiener Judentum. Da gab es eine extreme Nähe zur Sozialdemokratie, und auch heute noch ist die SPÖ die einzige Partei, die für Leute wie uns infrage kommt.“ Das könne Kapp, „den ich an sich sehr schätze“ (Sternfeld), der einer deutschen jüdischen Familie entstammt, nicht verstehen. Er bestreite nicht, dass die SPÖ nach 1945 auch vielen Nazis Unterschlupf geboten habe – sowohl in der Partei als auch im Bund Sozialdemokratischer Akademiker (BSA). Aber: „Wir haben unsere Geschichte aufgearbeitet.“ Die ÖVP dagegen habe sich nie von den Aussagen Leopold Kunschaks distanziert, der noch 1946 gesagt habe: „Ich war immer Antisemit und ich werde immer einer sein.“ Zudem verehere die ÖVP immer noch den Austrofaschisten Engelbert Dollfuß als einen ihrer Gründerväter. Kapps Chef Josef Pröll wirft er vor, „selbst auch eine Option für Schwarz-Blau zu sein“, insofern sei dessen Werben um jüdische Wähler „nicht glaubwürdig“.

Der 42-jährige Pressesprecher-Profi Daniel Kapp (er war schon bei Molterer und Gehrer) sieht das naturgemäß anders. Prölls Bemühen um die jüdische Bevölkerung sei „echt und ehrlich“, das Ziel sei, „dass sich die Beziehungen zwischen der ÖVP und jüdischen Österreichern so weit normalisieren, dass nicht die Vergangenheit, sondern Gegenwarts- und Zukunftsfragen das Verhältnis zueinander bestimmen“.



Raphi Sternfeld na dann komm raus aus der ecke, und setz nicht immer kritik an rechter israelischer regierungsüpolitik mit juden hass gleich...das ist ja völlig lächerlich...ich habe null verständnis wenn ein jude mit der övp sympathisiert. das ist nur dann ,öglich, wenn er entweder keine ahnung hat von der parteiengeschichte in österreich oder dumm ist. andere möglichkeiten gibt es nicht...wenn man auch nur einen funken historischen wissen hat weiss man dass die sdap in der ersten republik die sogenannte judenschutzruppe war. das wurde von deutschnationalen und schristlichsozialen natürlich nicht als kompliment verwendet...in der sdap waren tätig adler, bauer, danneberg,leichter,deutsch,kreisky...alles waschechte arier...oder?

October 4 at 10:10pm · Like · Flag



Daniel Kapp deine liberalität und toleranz hast du ja in dieser diskussion hinreichend dokumentiert...

October 4 at 10:15pm · Like · Flag



Raphi Sternfeld gegenüber faschisten bin ich immer intolerant, und auch jüdische faschisten mag ich nicht...das ist nicht meine welt, sorry to say...weisst meine family is linksliberal. aufgeklärt und intellektuell...jabotinsky und co sind ganz weit weg von meinem weltbild...

October 4 at 10:18pm · Like · Flag



Daniel Kapp bauer, adler, freud, mahler,lazarsfeld und nun sternfeld. ich erschauere vor ehrfurcht.

übrigens: wenn ich euerem klubobmann in der zib2 gestern richtig zugehört habe, liegt das jahr 1934 hinter uns und wir leben heute in einer anderen wel...See More

October 5 at 9:03am · Like · Flag



Raphi Sternfeld du dani spiel sprechpuppal vom bauernbündler das kannst am besten:)

October 5 at 9:20am · Like · Flag



Daniel Kapp oi, jetzt wird's persönlich.

October 5 at 10:10am · Like · Flag



Raphi Sternfeld nein gar nicht:))) ich sag nur bleib beim bauernbündler sprechpuppal, weil das kannst ja echt gut;) das bestätigt sogar mein unterstützer sigmar gabriel:)

October 5 at 10:13am · Like · Flag

der bestimmen“. Hier habe die ÖVP eine große Aufgabe vor sich, sagt Kapp. Und er vergisst nicht darauf hinzuweisen, dass die von der SPÖ im Wiener Gemeinderat initiierte Resolution „mitten im Wahlkampf, mit Blick auf muslimische Wähler, vordergründigen Antisemitismus und Antizionismus“ bedient habe. Kapp zu NU: „Mit dieser Resolution muss sich die SPÖ in Wien fragen, ob sie nicht mit Lueger gleichgezogen hat.“ Warum die Debatte via Facebook stattfand, ob man auf diese Weise besonders junge Polit-Interessierte

habe ansprechen wollen, vermögen beide Herren nicht zu beantworten. Sternfeld spricht von einem „Zufall“, er verstehe durchaus den Einwand einiger Mitdiskutanten, es handle sich um eine „Retro-Diskussion“. Aber, so Sternfeld: „Mir ist es wichtig, ich bin gegen die Verlogenheit mancher politischer Mitbewerber.“ Und Kapp meint knapp: „Die SPÖ glaubt, sie hat, egal, was sie macht, einen Alleinvertretungsanspruch bei den österreichischen Juden.“ Es sei an der Zeit, diese Selbstgenügsamkeit zu hinterfragen.

„Bis der Bub in Pension gehen kann“

Im dritten Teil seiner „Erinnerungen an ganz normale jüdische Genies“ schreibt der bekannte Schriftsteller und Zeitungskolumnist über Begegnungen mit Teddy Kollek, Michael Stern, Fritz Eckhardt, Ernst Haeusserman, Manfred Mautner Markhof – und noch einmal mit Billy Wilder, Karl Farkas und Bruno Kreisky.

VON GEORG MARKUS

Im Frühjahr 1992 durfte ich Teddy Kollek, den langjährigen Bürgermeister von Jerusalem, einen Tag lang durch Wien begleiten. „Ich sehe vieles, das ich längst vergessen glaubte“, sagte er, als er nach Jahrzehnten die Stätten seiner Kindheit wieder sah, „die Ringstraße, das Kriegsministerium, den alten Radetzky“. An einem schlichten Haus auf der Landstraße Hauptstraße 147 zeigte er zu den Fenstern einer Wohnung im ersten Stock, in der er mit seinen Eltern gewohnt hatte. Und Kollek erzählte mit einem lachenden und einem weinenden Auge eine kleine Geschichte, die davon handelte, wie er dem Wiener Antisemitismus der 1930er-Jahre eins auswichen konnte: „Ein Warenhaus im dritten Bezirk gab bekannt, es verkaufe nicht an Juden.“ Das erboste den kleinen Teddy damals dermaßen, dass er hineinging und eine geschlagene Stunde lang Anzüge, Hemden, Hüte probierte und unzählige Stücke einpacken ließ. „Als der Kassier die Rechnung präsentierte, sagte ich zu ihm: ‚Tut mir leid, ich hab vergessen, dass Sie Juden nicht bedienen.‘“ Teddy Kollek grüßte höflich, ließ den Kassier mit einem Berg von Paketen stehen. Und erkannte, dass die Zeit gekommen war, Österreich zu verlas-

sen. Das war 1935 und er ging noch im selben Jahr nach Palästina.

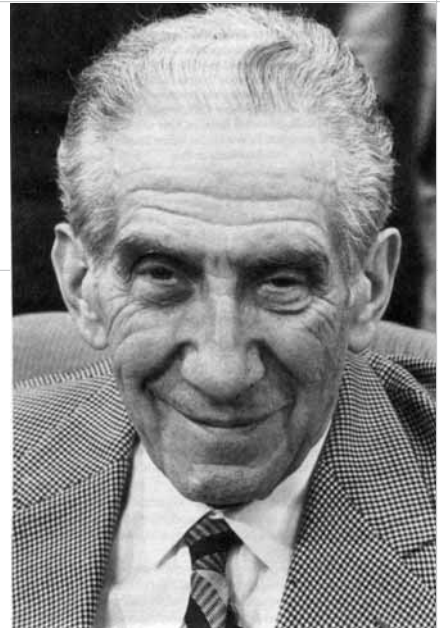
Geblichen ist hingegen der berühmte Rechtsanwalt Dr. Michael Stern – als einer von dreißig jüdischen Advokaten, die zwischen 1938 und 1945 als „Rechtskonsulenten“ in Wien „nichtarische Klienten“ vertreten durften. Stern verdankte dies seiner nichtjüdischen Frau, die sich weiger-

te, sich von ihm scheiden zu lassen und ihn damit vor der sicheren Verfolgung schützte. Ich war als junger Journalist für den „Kurier“ eine zeitlang als Gerichtsberichtersteller tätig und da lernte ich natürlich den „alten Stern“ kennen, der immer darauf achtete, dass seine Prozesse in den Medien den entsprechenden Niederschlag fanden. Aus diesem Grund lud er mich einige Male zum Frühstück

Als Teddy Kollek, der legendäre Bürgermeister von Jerusalem, 1992 in Wien war, erzählte er Georg Markus aus seiner Jugendzeit in Wien.



Zum Frühstück in der Kanzlei des berühmten Rechtsanwalts Michael Stern geladen zu sein, war eine große Ehre. Als strafverschärfend erwies sich, dass er es bereits um 5.30 Uhr einzunehmen pflegte.



in seine Kanzlei ein, was sich insofern als strafverschärfend erwies, als er dieses bereits kurz vor 5.30 Uhr einnahm. Entschädigt wurde man durch etliche Schnurren aus seinem Leben, die der begnadete Geschichtenerzähler von sich gab. So berichtete er von einem Prozess, in dem er eine der Abtreibung verdächtige Hebamme vertrat. Mit viel Mühe gelang es ihm, für die „Engelmacherin“ einen Freispruch zu erwirken. Leider erklärte die Frau dem Richter nach der Urteilsverkündung: „Vielen Dank, Herr Rat! Und ich werd's auch bestimmt nimmer mehr machen!“ Im hohen Alter noch infolge seiner brillanten Plädoyers geschätzt, gehörte es zu Dr. Sterns Angewohnheit, die Geschworenen aufzufordern, dem jeweiligen Angeklagten zu einem Freispruch zu verhelfen, da dieser garantiert schuldlos sei. Dies musste man einem alten Anwalt glauben, der bereits mit einem Fuß im Grab stünde. In diesem „stand“ er gut 20 Jahre und ebenso lang arbeitete er mit dieser Masche.

Das treffendste Stern-Zitat ist aber auf seinen Sohn Peter, den sogenannten „jungen Stern“, gemünzt, der in jenen Tagen auch schon an die 60, aber bei weitem nicht so erfolgreich wie sein Vater war. Als der 88-jährige Michael Stern gefragt wurde, wie lange er noch als Anwalt tätig sein würde, antwortete er, sorgenvoll in die Zukunft blickend: „Fünf Jahr muss ich noch arbeiten, bis der Bub in Pension gehen kann.“ Der alte Stern hat dieses Ziel um nur wenige Monate verfehlt, er lebte (und verteidigte) von da an noch viereinhalb Jahre. Nicht lange genug, um „den Buben“ in Pension schicken zu können. Peter Stern brachte das Kunststück zuwege, dass sowohl die renommierte Kanzlei als auch das beachtliche Vermögen seines Vaters verloren gingen.

Zu Bruno Kreisky fällt mir noch eine Episode ein, die mir allerdings vom

Bundespräsidenten Thomas Klestil zugetragen wurde: Kreisky reiste, als Kanzler bereits in Pension, zu einem Kongress nach Washington, wo Klestil damals österreichischer Botschafter war und seinen Gast vom Flughafen abholte. Als Kreisky auf dem Weg zum Hotel eine Filiale der englischen Firma „Burberry“ entdeckte, bat er den Fahrer kurz anzuhalten. Der bärtige Staatsmann stieg aus, holte einen Plastiksack aus dem Kofferraum und betrat, von Klestil begleitet, das Geschäft. An der Türe fragte er noch schnell: „Sag, was heißt Schlapfen auf Englisch?“ Klestil flüsterte ihm das Wort Slippers zu, worauf Kreisky aus dem Plastiksack ein Paar Hausschuhe hervorholte und zum Verkäufer sagte: „Ich habe vor einiger Zeit in Ihrer Filiale in London diese Schlapfen – these slippers – gekauft. Leider sind sie zu groß, könnten Sie sie umtauschen?“

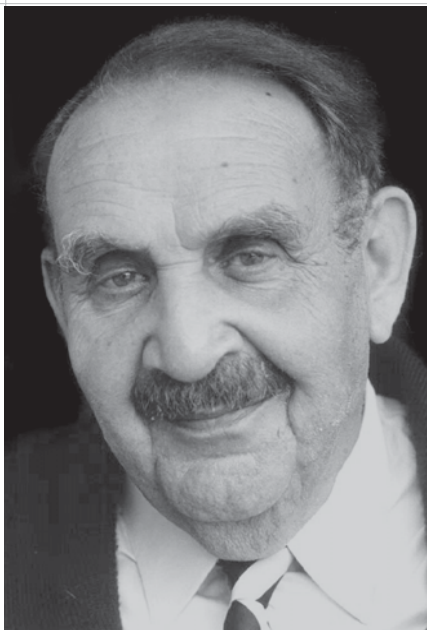
In dem Geschäft herrschte sogleich rege Betriebsamkeit, im Zuge derer man sich redlich bemühte, dem alten Herrn verschiedenste Größen desselben Modells vorzuführen. Kreisky probierte eine ganze Reihe von Hausschuhen, betrachtete sie vor dem

Spiegel, prüfte ihre Passform, ging mit ihnen auf und ab. Und brummte nach einem guten Dutzend derartiger Versuche: „So, die da passen – these slippers fit!“ Worauf der Verkäufer entgegnete: „Sir, das sind die Schuhe, die Sie mitgebracht haben!“

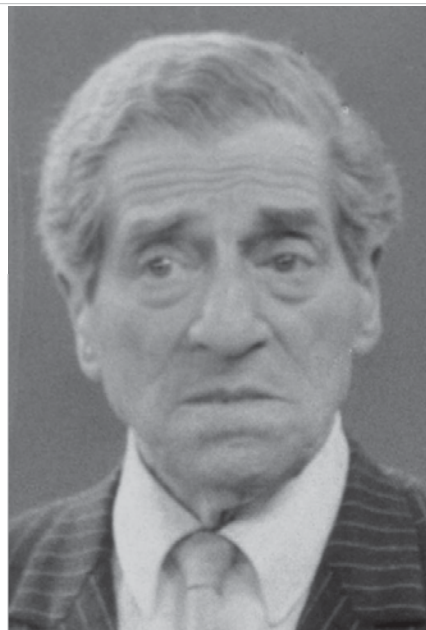
Der Schauspieler Fritz Eckhardt bat mich, wann immer ich über ihn schrieb, keinesfalls zu erwähnen, dass er „halbjüdisch“ sei, weil das – wie er meinte – seiner Popularität, die er sich als „Tatort“-Kommissar Marek und als „Sacher“-Portier erworben hatte, abträglich sein könnte. Eckhardt hat sich in diesen Serien durchaus unter seinem Wert verkauft, was

„Was heißt Schlapfen auf Englisch?“ Georg Markus bei Bruno Kreisky, als dieser als Bundeskanzler bereits in Pension war.





Fritz Eckhardt und Karl Farkas versuchten, ihre jüdische Herkunft eher zu verschleiern (was vor allem Farkas nicht wirklich gelang). Eckhardt (links) hatte die Nazizeit als U-Boot in Wien verbracht. Farkas (rechts) liebte es, von seinen Mitarbeitern im Auto nach Hause geführt zu werden.



man an den geschliffenen Texten erkennt, die er für literarische Kabarets in der Ersten Republik verfasste. Fritz Eckhardt hatte die Nazizeit als U-Boot in Wien verbracht und in all den Jahren unter einem Pseudonym für Kleinkunsthöfen geschrieben. So schlicht er sich nach dem Krieg dann in seinen Fernsehserien gab, so fein konnte sein Humor im persönlichen Gespräch sein. Als er mir einmal von einem im tunesischen Badeparadies Djerba verbrachten Urlaub berichtete, sagte er: „Das Publikum wird jedes Jahr schlechter. Heuer müssen überhaupt schon die vom nächsten Jahr dort gewesen sein!“

Auch Karl Farkas hat seine jüdische Herkunft eher zu verschleiern versucht (was ihm nicht wirklich gelun-

gen ist). Als ich, wie in einer früheren Folge erwähnt, 1970 als eine Art Assistent von ihm im „Simpl“ arbeitete, kaufte ich mit meinen 19 Jahren von der ersten „Gage“ um 5000 Schilling ein uraltes Auto. Und mit diesem chauffierte ich den als sparsam bekannten Kabarettisten des Öfteren nach der Vorstellung nach Hause – eine Ehre, die sonst nur Stars wie Maxi Böhm oder Ossy Kolmann zuteil wurde. Eines Samstagabends hatte jedoch, es war nach 23 Uhr, keiner aus dem Ensemble Zeit, Farkas nach Haus zu führen. Da bot sich Herr Stern, der Schwiegersohn des „Simpl“-Besitzers Picker, als Fahrer an. Farkas stieg ein und Herr Stern fragte: „Wohin soll ich fahren?“ „Fahren Sie nur“, antwortete Farkas, „ich sag’s Ihnen schon. Hier biegen

Sie rechts ab ... jetzt links ...“ – Weit draußen am Stadtrand, bei der Spinnerin am Kreuz, fragte Herr Stern: „Verzeihen Sie, Herr Farkas, ich dachte immer, Sie wohnen im 7. Bezirk, in der Neustiftgasse?“

„Ja, das stimmt“, ließ sich Farkas nicht aus der Ruhe bringen, „aber am Wochenende fahre ich immer in mein Landhaus in Edlach an der Rax.“

Einige Male konnte ich im Windschatten der Schauspieler, die ich im „Simpl“ kennengelernt hatte, am legendären Stammtisch des Burgtheaterdirektors Ernst Haeussner sitzen. Über dessen Originalität und Schlagfertigkeit ließen sich mehrere NU-Folgen schreiben, ich kann hier nur wenige Beispiele anführen. Als das Mysterienspiel „Donnerstag“ am Burgtheater Premiere hatte, war dessen Autor Fritz Hochwälder aus der Schweiz nach Wien geeilt. Was Haeussner weniger freute, war die Tatsache, dass der Dramatiker (der wie Hitler den Beruf des Tapezierers erlernt hatte) sämtliche Proben seines Stücks besuchte, bei denen er Regisseur und Schauspieler mit ständig neuen Änderungswünschen zur Weißglut brachte. Ein Umstand, der Haeussner Gelegenheit bot, eines seiner typischen Bonmots anzubringen. Als der ungebetene Probengast wieder einmal allen auf die Nerven ging, wies ihn der Direktor mit den Worten zurecht: „Hochwälder, Sie

In Wien kursierte das Gerücht, John F. Kennedy hätte Manfred Mautner Markhof wegen seines Backenbarts mit dem alten Kaiser verwechselt.



sind der zweitlängste Tapezierer, den Österreich je hervorgebracht hat!“ Berühmt dafür, dass er seinen Freunden mit Rat und Tat zur Seite stand, wurde Haeusserman am Stammtisch von einem Schauspieler gefragt, ob er seiner Frau gestehen sollte, dass er eine Geliebte hätte. Haeusserman dachte kurz nach und sagte dann: „Lieber Freund! Im Leben eines jeden Mannes kommt einmal die Stunde der Wahrheit. Und dann heißt's lügen, lügen, lügen!“ Und als Papst Johannes Paul II. im Mai 1981 bei einem Attentat schwer verletzt wurde und ihm vorübergehend ein künstlicher Darmausgang eingesetzt werden musste, verkündete Haeusserman am Stammtisch: „Jetzt hat der Papst Probleme mit dem Heiligen Stuhl!“

Zu den bisherigen Geschichten über Billy Wilder, den ich in Los Angeles traf, fällt mir noch eine ein. Es geht darin um die Entstehung seines 1957 gedrehten Filmklassikers „Zeugin der Anklage“. Wilder war sich von Anfang an im Klaren darüber, dass Marlene Dietrich die ideale Besetzung für die Rolle der Varietésängerin Christine wäre, die ihren Mann am Ende eines langen Prozesses im Gerichtssaal tötet. Als der Meisterregisseur die damals 56-jährige Diva traf, um sie für dieses Projekt zu gewinnen, lehnte sie vorerst mit der Begründung ab, dass sie das Publikum so in Erinnerung behalten sollte, wie sie in jüngeren Tagen ausgesehen hatte. Nach längeren Verhandlungen gelang es Wilder dennoch, die Zusage der Dietrich zu erhalten – aber nur unter der Bedingung, dass ein bestimmter Maskenbildner, mit dem sie schon einmal gearbeitet hatte, zur Verfügung stünde. Glücklicherweise gelang es Billy Wilder, des Schminkmeisters habhaft zu werden, worauf die Probeaufnahmen beginnen konnten. Ein paar Tage später traf die Crew zusammen, um sich die ersten Bilder des Films

anzusehen. Die Dietrich war entsetzt. „Billy, um Himmels Willen“, sagte sie, „ich sehe schrecklich aus, es ist eine Katastrophe.“ „Ja, weißt du, Marlene“, erwiderte Wilder, „du darfst nicht vergessen, dass der Maskenbildner seit eurem letzten Film um zehn Jahre älter geworden ist!“

Als ich den Wiener Industriellen Manfred Mautner Markhof senior Mitte der 1970er-Jahre kennen lernte, sprach ich ihn in grenzenloser Unkenntnis seiner wahren Bedeutung als „Herr Generaldirektor“ an, worauf er milde lächelnd entgegnete: „Ich bin kein Generaldirektor, ich halte mir welche!“

„Herr Präsident“ oder „Herr von Mautner“, verriet man mir später, wäre die korrekte Anrede des Bier- und Senfwarenerzeugers gewesen, der als der reichste Österreicher galt. Die eigentliche Geschichte betrifft jedoch seinen damals schon etwas anachronistisch wirkenden Backenbart, dessen wahren Hintergrund er niemals verraten hat. War die seltsame Barttracht eine sentimentale Reverenz an jahrhundertealte Traditionen seiner jüdischen Vorfahren oder war sie eine Ehrerbietung dem alten Kaiser Franz Joseph gegenüber, in dessen Regierungszeit er zur Welt gekommen war? Niemand weiß es. Eine kleine Begebenheit könnte allerdings einen Hinweis liefern, dass eher der zweite Fall ausschlaggebend war.

Als US-Präsident John F. Kennedy und Kremlchef Nikita Chruschtschow im Juni 1961 in Wien zusammentrafen, gab Bundespräsident Schärff im Schloss Schönbrunn ein Galadiner, zu dem die Spitzen des Staates und der Gesellschaft geladen waren, darunter natürlich auch der alte Mautner Markhof. Als sich die beiden mächtigsten Männer der Welt am Ende des Festes anschickten, das Schloss zu verlassen, gingen sie an



Billy Wilder erzählt Georg Markus (oben), wie er Marlene Dietrich für den Film „Zeugin der Anklage“ engagierte. Burgtheaterdirektor Ernst Haeusserman (unten) war berühmt für seinen Witz und seine Schlagfertigkeit.



dem Bierbrauer vorbei. Kennedy, der während des ganzen Abends einem Porträt Kaiser Franz Josephs gegenüber gesessen war, sah nun Mautner Markhof mit seinem mächtigen Backenbart leibhaftig vor sich stehen. Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Thank you very much!“

In Wien kursierte damals das Gerücht, John F. Kennedy hätte angenommen, Manfred Mautner Markhof sei der alte Kaiser.

DER CLEOPATRA CLUB

PAUL SCHRADER

Mit Thomas Anzenhofer
Bernd Jeschek
Faris Endris Rahoma
Elsayed Kandil
Amira El Sayed
Regie: Rupert Henning



Zwei Amerikaner geraten beim internationalen Filmfestival in Kairo in die Mühlen des ägyptischen Geheimdienstes. Ein kulturpolitisches Statement hat plötzlich weitreichende Folgen, in ihre Suite wird eingebrochen, ein Verhörspezialist wird auf sie angesetzt - und plötzlich ist jede Frage eine Frage des Gewissens. Moralische Werte, Lebensformen, Überzeugungen – alles steht auf dem Spiel. Wie viel Freiheit kann man sich leisten, ohne dass alles im Chaos versinkt?

*Die europäische Erstaufführung des berühmten Hollywood-Autors und Regisseurs
Paul Schrader*

(Taxi Driver, Wie ein wilder Stier, Ein Mann für gewisse Stunden).

ab 19. Jänner 2011

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.at

stadtTheater walfischgasse
Walfischgasse 4
1010 Wien

**stadt
Theater**
walfischgasse

photo: (c) Sepp Gallauer



Quelle des Lebens oder lästige Pflicht?

Über kaum ein Thema des Judentums wird heute so viel gesprochen wie über den Besuch der Mikwe, des rituellen Tauchbades. Wieso das so ist, erklärt die Pädagogin und Religionsausbilderin Michal Grünberger.

VON DANIELLE SPERA (INTERVIEW) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Die Mikwe – früher verschämt behandelt, heute viel diskutiert. Woran liegt es, dass man plötzlich ein Thema entdeckt hat, über das man früher nicht zu sprechen gewagt hat?

Grünberger: Ich glaube, dass sich heute das Bewußtsein und die Ein-

stellung vieler Frauen zur Mikwe geändert haben. Es ist viel mehr, als nur in ein Wasser zu gehen und unterzutauchen, es ist eine ganze Lebenseinstellung, eine Ideologie, die dahintersteckt. Die Mikwe ist vielen Menschen ein Begriff, allerdings fangen die wenigsten etwas damit

an. Meiner Meinung nach sprechen viele über das Thema Mikwe ohne eine Ahnung davon zu haben, was es wirklich bedeutet.

Es schwanken die Meinungen, wie bei keinem anderen Thema, von Ablehnung bis zu grenzenloser Be-



Es ist viel mehr, als nur in ein Wasser zu gehen und unterzutauchen, es ist eine ganze Lebenseinstellung, eine Ideologie, die dahintersteckt.



geisterung. Das Thema lässt niemanden kalt.

Ich glaube, dass es damit zu tun hat, dass es etwas sehr Tiefliegendes berührt, nämlich das Zusammenleben von Mann und Frau. Natürlich ist das ein heißes Thema, vor allem in der heutigen Zeit, die eigentlich sehr viel Toleranz bietet, in der alles erlaubt ist. Gerade in so einer Welt ist es sehr gesund, wenn man einen Rahmen hat, einen Lebensrahmen. Und das bietet uns die Mikwe.

Für manche Frauen ist die Mikwe ei-

ne lästige, strapazierende, unbequeme Verpflichtung, viele andere sprechen von einem sehr befruchtenden, spirituellen Erlebnis.

Ich glaube, dass es natürlich keine sehr rationale Sache ist. Manche Frauen beginnen schon mit einer ablehnenden Haltung, die sie dann auch nicht leicht überwinden. Man sollte sehr offen auf die Frage der Mikwe zugehen und sich auf sie einlassen. Wenn man das nicht kann, dann wird man die Möglichkeit zu erkennen, welche Emotionen sie weckt, nie erfahren und auch nie

erleben. Allerdings gibt es vermutlich auch Frauen, die einmal ein schlechtes Erlebnis gehabt haben und das auch nicht überwinden können oder wollen.

Wenn man die Erlebnisse von Frauen in Mikwaot hört, da gibt es schon eine enorme Bandbreite ...

Es hat viel mit der Psyche zu tun. Jeder, der meint, dass es eine rein physische Angelegenheit ist, irrt. Denn es ist etwas sehr Spirituelles, das mit physischer Reinheit gar nichts zu tun hat. Und wenn eine Frau sich mit dem Vorsatz in die Mikwe begibt, dass sie sich in einen anderen Status begibt, eine Wandlung vor sich hat, dann kann man das nur schön erleben.

WAS IST DIE MIKWE?

Eine Mikwe dient der rituellen Reinigung durch Untertauchen des ganzen Körpers.

Dazu soll fließendes reines Wasser, möglichst Grundwasser, dienen. Das Wasser einer Mikwe muss „lebendiges“ Wasser, also Wasser natürlichen Ursprungs sein. Es darf nicht gepumpt, getragen oder geschöpft worden sein. Neben Bach-, Quell-, Fluss-, Meer- oder Grundwasser kann auch gesammeltes Regenwasser für eine Mikwe genützt werden. Auch im Mittelalter hat man in Kellern nach Grundwasser gegraben und dann Bäder gebaut, in dem eine erwachsene Person vollständig untertauchen konnte. Das rituelle Tauchbad soll den Menschen oder auch Gegenstände im symbolischen Sinn reinigen.

Frauen müssen vor der Hochzeit und nach jeder Menstruation sowie nach einer Geburt in die Mikwe. Menschen, die zum Judentum übertreten, müssen sich in der Mikwe „reinigen“. Außerdem werden auch neu gekaufte Geschirr oder Küchengeräte in die Mikwe gebracht. Den ersten Besuch in der Mikwe absolviert die Frau als Braut, meistens am Vorabend des Hochzeitstages. Das Gebot „Nidda we' Twila“ (Trennungszeit und Untertauchen

in der Mikwe) gilt, sobald eine jüdische Frau Verkehr mit einem Mann hat bzw. haben will – unabhängig vom Status der Beziehung oder von der Zugehörigkeit zu bestimmten Strömungen des Judentums. Die Mikwe wird in traditionellen Kreisen auch von Männern vor Beginn des Schabbats oder von Feiertagen zum Untertauchen benutzt. Das Ritual des Untertauchens wird zunehmend auch von nicht-orthodoxen jüdischen Kreisen entdeckt. Das vorgeschriebene Eintauchen nach dem Ende der Menstruation wird von manchen als rückständig und frauenverachtend, von vielen aber als ein Erlebnis voll spiritueller Kraft und als ein Akt der tiefen geistigen Reinigung erlebt. Viele Tauchbäder aus dem Mittelalter sind bis heute erhalten geblieben. Im Museum Judenplatz des Jüdischen Museums Wien sind derzeit Fotos von Mikwaot des Fotografen Peter Seidel zu sehen (Judenplatz 8, 1010 Wien, täglich von 10 bis 18 Uhr, Freitag von 10 bis 14 Uhr, Samstag geschlossen). Und Radio Mikwe, das neue Internet-Radio des Jüdischen Museums Hohenems, öffnet einen Raum für die Auseinandersetzung mit jüdischer Tradition und Moderne, Ritual und Freiheit, Sexualität und Religion.

Im Reformjudentum und im liberalen Judentum wird der Begriff der „rituellen Unreinheit“ vielfach abgelehnt. Deshalb ist bei Reform- und liberalen Jüdinnen der Besuch der Mikwe unüblich. Man betrachtet sie als rückständig und frauenverachtend.

Meiner Meinung nach gilt es zuerst zu definieren, was die Worte „rein“ und „unrein“ eigentlich bedeuten. In der Torah ist von Tameh und Tahor die Rede, einer spirituellen Reinheit und Unreinheit. Mit diesen Begriffen sind sehr umfangreiche und komplexe Gesetze der jüdischen Religion verbunden, die sowohl Männer als auch Frauen und sogar Gegenstände und Speisen betreffen. Zur Zeit des Tempels, also bis vor ca. 2000 Jahren, war davon fast jede Alltagshandlung betroffen, da die spirituelle Reinheit eine Voraussetzung für das Betreten des Tempels war. Heute, da der Tempel nicht

existiert, können viele dieser Gesetze nicht gelebt werden. In anderen Bereichen des Lebens, wie eben dem jüdischen Familienleben, hat die Idee der sittlichen Reinheit nicht an Aktualität verloren. Man muss dabei auch hervorheben, dass das Wasser in der Mikwe nicht dazu dient, sich physisch zu reinigen. Eine Frau geht dort nicht hin, um sich zu waschen – das Reinigen geschieht davor. Erst danach kann die Frau spirituelle Reinigung im Wasser der Mikwe erlangen. Und die Frau hat das Privileg, sich in einen Status der rituellen Reinheit versetzen zu können, es ist also meiner Meinung nach alles andere als frauenfeindlich.

Frauen gehen erst nach Einbruch der Dunkelheit in die Mikwe.

Frauen-Mikwaot sind während des Tages geschlossen. Der Hintergrund ist, dass der Besuch der Mikwe etwas Intimes ist, dass niemanden etwas angeht, außer einer Frau und ihrem Mann, es wird nicht in die Öffentlichkeit hinaus posaunt.

Andererseits gibt es aus den USA kommend eine starke feministische Bewegung, die die Mikwe für sich entdeckt haben. Für sie ist sie ein spiritueller Ort, ein Ort der Erleuchtung, der nichts mit dem Sexual- oder Familienleben zu tun hat.

Den eigentlichen Grund für den Besuch der Mikwe, nämlich das Einhalten der jüdischen Vorschriften zum Familienleben, darf man nicht einfach negieren. Er steht jedoch nicht im Widerspruch zum spirituellen Erlebnis. Auch das braucht eine Frau heutzutage. Sich Zeit für sich zu nehmen, sich um sich selbst zu kümmern, unabhängig von allen äußeren Einflüssen. Ich – und ich alleine. Und das tut gut. In den USA und Israel gibt es Mikwaot mit richtigen Spa-Bereichen, mit Massagen, Maniküre und Pediküre, dennoch



Michal Grünberger und Danielle Spera vor einem Foto einer Mikwe des Fotografen Peter Seidel. In Wien gibt es zwei Frauen-Mikwaot und mehrere Männer-Mikwaot.

verlieren die Frauen dadurch nicht das spirituelle Erlebnis.

Die Mikwe darf man nur völlig rein betreten.

Bevor man in das Wasser hineinsteigt, muss man dafür sorgen, dass nichts an seinem Körper daran hindert, das umhüllende Wasser zu spüren. Man entfernt Make-up, Schmuck und Nagellack und nimmt ein ausgiebiges Bad. Erst dann darf man den Raum der Mikwe betreten und in das Wasser tauchen.

Heute gibt es viele Frauen, die sagen, ich gehe in die Mikwe, weil ich ein einschneidendes Erlebnis hatte, eine Fehlgeburt etwa oder eine überwundene Krankheit, als eine Art Wiedergeburt.

Die Regeln, um in die Mikwe zu gehen, sind sehr klar. Eine Begründung, um in die Mikwe zu gehen, muss man nicht suchen, sie ergibt sich aus den Geboten der Torah. Wenn eine Frau zusätzliche andere Beweggründe hat und sich damit wohlfühlt, kann sie niemand davon abhalten. Wenn Sie von Wiedergeburt sprechen, dann ist das sehr richtig, denn eigentlich kann man die Mikwe auch so erleben wie den Ursprung des Lebens. Wie ein Säugling im Wasser schwebt, so erneuern wir uns jeden Monat im Wasser. Das Wasser ist der Ursprung des Lebens, nicht umsonst ist bei

der Erschaffung der Welt das Wasser dominierend. Das Wasser ist unsere Verbindung zu Gott und genau deshalb müssen wir in der Mikwe ganz untertauchen, komplett vom Wasser umhüllt sein. Die Wiedergeburt, die hier passiert, ist absolut. Wir werden jeden Monat wieder vollkommen.

Nach einem Übertritt zum Judentum geht man auch in die Mikwe.

Da erlebt man die Mikwe eigentlich als Besiegelung der Konversion. Hier kommt wieder die Wiedergeburt ins Spiel, man taucht unter als Nichtjude und taucht auf als Jude. Das ist das Endgültige. Das muss ein besonderes Erlebnis sein – dieser Statuswechsel.

Sie sind Ratgeberin für junge Frauen, die vor der Heirat stehen. Wie bereiten Sie Frauen darauf vor?

Eine traditionell lebende Frau muss ab der Hochzeit in die Mikwe gehen und es ist daher sehr wichtig, die Vorschriften zu lernen. Mir ist es aber auch ein Anliegen, den spirituellen Aspekt und die positive Einstellung zu vermitteln. Ich habe schon viele Frauen bei ihrem ersten Besuch in die Mikwe begleitet und es war ganz offensichtlich, dass sie dort diese Spiritualität bekommen haben. Sie sind mit einem Strahlen heraus gekommen. Die meisten Frauen haben das als sehr schönes Erlebnis empfunden. In den schönen Mik-

Oft sind Frauen hunderte Kilometer gefahren, um in die Mikwe zu gehen. Oft unter unglaublichen Umständen, in Lebensgefahr. Das zeigt, wie stark und wichtig die Mikwe ist, sie ist eine der wichtigen Wurzeln eines jüdischen Hauses.

waot von heute muss man das auch fühlen – ein schöner Ort für mich selbst. Natürlich gibt es Frauen, die das anders empfinden, was sehr schade ist. Sie erkennen nicht das Schöne und gehen nur aus Gewohnheit in die Mikwe. Von Zwang oder Demütigung hat mir persönlich aber noch nie jemand berichtet.

Früher waren Mikwaot ja alles andere als einladend. Das kann für die Frauen kein Vergnügen gewesen sein.

Die Geschichte spricht für sich selbst. Frauen haben unter den unglaublichsten Umständen das Gebot, in die Mikwe zu gehen, erfüllt. Wenn sie das unter diesen Umständen eingehalten haben, sagt das sehr viel aus. In der Sowjetunion sind Frauen in geheime Mikwaot gegangen. Oft sind Frauen hunderte Kilometer gefahren, um in die Mikwe zu gehen. Sie haben das Gebot eingehalten – da gab es kein Wenn und Aber. Es war eine klare Angelegenheit. Heute erscheint es uns im Vergleich zu diesen Zeiten wie auf dem Silbertablett serviert. Wir müssen daher besonders schätzen und ehren, wie unsere Mütter das gemacht haben. Oft unter unglaublichen Umständen, in Lebensgefahr. Sie haben nicht auf die Mikwe verzichtet. Das zeigt, wie stark und wichtig die Mikwe ist, sie ist eine der wichtigen Wurzeln eines jüdischen Hauses. Wenn eine Gemeinde neu aufgebaut wird, hat die Mikwe den ersten Stellenwert, noch vor einer Synagoge. Beten kann man auch bei jemandem zu Hause. Eine Mikwe muss gebaut werden.

Es gibt beim Bau einer Mikwe viele wichtige Voraussetzungen, die erfüllt werden müssen, viele Auflagen.

Die Gesetze sind genau festgelegt, da gibt es keine Interpretationen,

keinen Spielraum. Es gibt exakte Vorschriften, die erfüllt werden müssen. Eine Mikwe ist vom Bau her sehr komplex und es gibt Rabbiner, die sich auf dieses Gebiet spezialisiert haben.

Wie ist das mit Geschirr, das muss ja theoretisch auch in die Mikwe.

Wenn man sich neues Geschirr kauft, muss man es in die Mikwe tauchen. Unser Tisch ist wie ein Altar. Wenn man koscher isst, ist das Essen heilig. Man sollte es auch durch das geheiligte Geschirr zu sich nehmen, da geht es um die Heiligung des Materiellen. Das Judentum ist nicht nur eine spirituelle Religion, wo alles im Herzen passiert. Es sollte auch in die Praxis umgesetzt werden. Eine Geschirrmikwe ist klein, man muss alles einzeln eintauchen.

Wie schaut es mit dem Meer aus, gilt das Meer als Mikwe?

Eine Frau kann auch in einem natürlichen See oder Meer untertauchen. In solchen Situationen sollte sie aber zuvor einen Rabbiner kontaktieren.

Wieso ist die Mikwe für Männer eigentlich nicht verpflichtend?

Die Verpflichtung gab es, sie galt zur Zeit des Tempels. Er war für die Reinigung der Männer vorgesehen. Diese Verpflichtung ist aber nicht erhalten geblieben, der Tempel existiert ja auch nicht mehr. Frauen haben das Privileg, diese Reinheit zu erlangen, ein Mann hat das nicht im gleichen Ausmaß.

Was verbindet man Ihrer Meinung nach mit dem Begriff Mikwe?

Ich glaube, die Leute haben ein Bild vor Augen, das falsch ist. Man stellt sich ein mittelalterliches Loch an einer Quelle vor und denkt sich vielleicht, die armen Frauen, die müs-

sen jetzt da hinuntergehen. Das ist aber überhaupt nicht so. Die heutigen Mikwaot sind wunderschöne, ästhetische, hygienische Räume und bieten richtigen Luxus. Eigentlich mehr oder weniger eine Wellness-Oase für die Frau und das ist sicher den wenigsten bewusst. Für die meisten Frauen bedeutet der Besuch der Mikwe, dass sie Zeit für sich selbst hat, eine Zeit der Erholung, eine Zeit der Entspannung. Sich selbst verwöhnen, was sie im Prinzip, im Alltag mit oder ohne Kinder, mit Arbeit und Karriere nicht erleben würde. Sie würde sich die Zeit vielleicht nicht nehmen. So ist es wie eine monatliche Belohnung für die Frau.



MICHAL GRÜNBERGER

Die Diplompädagogin hat in Jerusalem jüdische Religion studiert, heute ist sie die jüdische Leiterin der Volksschule der Zwi Perez Chajes Schule in Wien. Seit Jahren ist sie als Ratgeberin für junge jüdische Frauen vor der Hochzeit tätig.

„Es gibt wenige gute Menschen“

In Teil drei der Reihe „Erzählen Sie mir“ erzählt Susanne Guttman von Glauben, Tradition und dem Unterschied zwischen Männern und Frauen.

VON RUTH EISENREICH UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)

NU: Sie sind 1939 nach Shanghai geflüchtet. Wie haben Sie dort gelebt?

Guttman: Wir hatten nicht die Absicht zu bleiben. Wir haben ein Affidavit nach Amerika eingereicht – aktuell ist das im 1953er-Jahr geworden! Wir sind in ein internationales camp gekommen. Ich habe das als Achtjährige nicht als so furchtbar empfunden. Ich habe geglaubt, das gehört so, dass man keine Schuhe und keine Toilette hat. Ich habe immer ein schlechtes Gewissen, wenn ich das mit dem vergleiche, was mein Mann in Auschwitz mitgemacht hat. Es ist niemand verhungert oder körperlich angegriffen worden. Wir haben eine Zeitung gehabt, eine Schule, ein Theater. Man hat an ein Leben danach geglaubt.

War es eine schwere Entscheidung zurückzukehren?

Mein Vater wollte nicht nach Wien. Man hat uns ja im wahrsten Sinne des Wortes rausgeschmissen – nachdem Hitler einmarschiert ist, ist das Dienstmädchen gekommen: „Ich muss morgen die Wohnung arisieren.“ Zionist war er auch nicht. Als Israel gegründet wurde, sind wir auf der Straße herumgehüpft, haben getanzt und waren ganz glücklich und euphorisch. Aber mein Vater



**Ich bin von der Idee der Emanzipation nicht begeistert.
Ich wünsche mir keine Frauen in der Regierung. Die sind nicht gleich wie die
Männer, weder optisch noch seelisch, wenn sie sich noch so bemühen.
Da müssen sie das Frauentum beiseite schieben.**

wollte nicht hinziehen. Im Jahr '49 sind wir zur Ausreise gezwungen worden. Also sind wir zurückgekommen.

Wie war es, wieder hier zu sein?

Der Bürgermeister hat uns am Bahnhof empfangen. Entschuldigt hat er sich nicht. Man hat uns wieder in ein Lager gebracht, da waren 18 Leute in einem Zimmer, furchtbar. Wir haben zehn oder zwanzig Euro bekommen, damit man sich verköstigen konnte. Dann sind wir in ein Zimmer im zweiten Bezirk gezogen. Ich habe in einem Kaufhaus auf der Mariahilfer Straße gearbeitet.

Was haben Sie dort gemacht?

Strümpfe verkauft. Aber nicht lang. Die haben mich rausgeschmissen, weil ich die G'scherten aus der Provinz nicht verstanden habe. In Shanghai haben wir in der Schule für jedes deutsches Wort Strafe zahlen müssen. Ich kann deutsche Grammatik überhaupt nicht. Dafür bin ich am allerbösesten: Ich habe keine Bildung. Ich bin eineinhalb Jahre in die Volksschule gegangen. Ich habe nichts gelernt, kein Gym-

nasium. Ich wollte an die Angewandte, Malen lernen: „Kommen Sie wieder mit der Matura!“ Dann habe ich geheiratet, drei Kinder gehabt. Wir haben aufgebaut. Diese Wohnung war im Jahre '55 eine Ruine. Ein Bekannter war Anstreicher, Elektriker, er hat alles gekonnt und hat die Wohnung wohnfähig gemacht. Dann haben wir langsam die Möbel gekauft. Man hat keinen Kredit gehabt, man hat sich jedes Stückl erspart, mit dem Börsel: „Hab ich genug? Nein, noch ein Monat.“ Das waren schwere Jahre, aber auch schöne.

Inwiefern?

Es war eine andere Welt. Die Leute waren mit weniger zufrieden. Ich glaube, die Kinder waren glücklicher. Wenn man zehn Deka Zuckerl oder ein Buch geschenkt gekriegt hat, das war etwas. Meine Enkel wachsen ganz anders auf. Ich kann heute noch kein Brot wegschmeißen. Ich kaufe kiloweise ein, weil die Angst noch in mir sitzt, dass es nichts mehr gibt. Wir haben einen Riesensprung gemacht – das ist euch gar nicht bewusst. Ich komme mir wie in einer fremden Welt vor. Die Menschen sind die gleichen: ungut. Es gibt wenige gute Menschen. Erst komm ich, dann noch fünf Mal ich, und dann kommt vielleicht – wenn sie glauben – der liebe Gott.

Sind Sie gläubig?

Gläubig? Lauter Blabla. Mir hat eine Krankenschwester gesagt, kurz vor

dem Sterben rufen sie nicht nach dem lieben Gott. Die rufen nach der Mutter.

Sie praktizieren aber das Judentum?

Ja, durch meine Kinder. Die Söhne sind sehr praktizierend. Ich zünde Freitag die Kerzen an und bete zum lieben Gott. Aber ich kann mich mit abstrakten Dingen nicht anfreunden. Ich habe einen Enkel, der geht in die Yeshiva, der erklärt mir das ganz logisch. Wenn er dann weg ist, glaube ich ein paar Tage daran. Und dann denke ich: Das gibt's doch nicht. Ich habe die Feiertage gern, aber ich mache es nicht aus Überzeugung. Die Tradition, die liebe ich. Und es macht mir Spaß. Ich beneide gläubige Menschen. Die haben's leichter. Mein Enkel hat vier kleine Kinder, da ist immer eines krank. Und er sagt: „Gott wird geben, nächste Woche ist es gesund.“ Es wird durch Penicillin gesund, aber gut, das Penicillin hat auch der liebe Gott erfunden.

Wie wurden Sie bei Ihrer Rückkehr aus Shanghai von der österreichischen Bevölkerung aufgenommen?



**Dafür bin ich am allerbösesten:
Ich habe keine Bildung.
Ich bin eineinhalb Jahre in die
Volksschule gegangen.
Ich habe nichts gelernt,
kein Gymnasium.**

chischen Gesellschaft aufgenommen?

„I woa ka Nazi, i ned!“ Unsere Hausmeisterin. Die hat den Nazis gezeigt, wo mein Vater war. Sie haben Angst gehabt wegen der Sachen, die sie gestohlen haben. Ich habe 7000 Schilling bekommen. Mein Mann hat gesagt: Nimm es nicht, es ist blutiges Geld. Er ist so traumatisiert! Er war jung, 16 Jahre, er kann es nicht vergessen. Wir haben einmal einen Hund überfahren und ich hab zum Heulen angefangen. Da hat er gesagt: „Sei ruhig! Ich hab gesehen, wie man ein Baby bei den Füßen gepackt und an die Wand gehaut hat und das Hirn ist rausgespritzt – und du weinst über einen Hund!“. Er hat sämtliche 67 Verwandte in Auschwitz verloren. Er hat gesehen, wie seine Mutter in den „Waschraum“ geführt wurde. Das sind Sachen, die stecken in einem drin wie Giftpfeile. Meinen Vater haben acht Monate Dachau kaputtgemacht. Er hat sein ganzes Leben nicht darüber gesprochen. Da genügt ein Tag, wenn man so was erlebt. Diese Sachen sind so unmenschlich, dass ich den Glauben an die Menschheit verloren habe. Wie haben Menschen das anderen Menschen antun können? Ich verstehe es nicht.

Haben Sie nach 1949 noch offenen Antisemitismus erlebt?

Ich habe darauf gewartet, aber es ist mir nichts passiert. Nach außen hin waren sie alle judenfreundlich: „Ich hab einen Freund, den Cohn, der ist zwar ein Jud, aber ein netter Kerl.“

„Aber“.

„Aber“. Es ist nicht leicht, ein Jud zu sein. Man mag uns nirgends. Das bleibt uns wie ein Rucksack am Buckel.

Der Antisemitismus ist noch immer da?



SUSANNE GUTTMANN

wurde 1930 in Wien geboren. 1939 flüchtete ihre Familie nach Shanghai, 1949 kehrte sie zurück. Guttman arbeitete als Verkäuferin, betrieb mit ihrem Mann einen Waschsalon und eine Exportfirma für Computerteile. Sie hat drei Kinder, 26 Enkelkinder und mehrere Urenkel.

Natürlich! Irgendwann kommt es raus. Im Spital sind neben mir zwei ältere Frauen gelegen. Die haben geschimpft auf die Tschuschen, dann auf die Muslime, dann auf die Schlitzäugigen. Sag ich: „Und wann komm ich dran?“. Schaut sie mich an, sag ich: „Ich bin eine Jüdin.“ Die ist so rot geworden wie ein Paradeiser: „I war nie a Nazi!“. Mein Gott, die war kein Nazi. Und dann hat sie mir erzählt, wie sie von den Nazis profitiert hat.

Hat sich die Einstellung der Österreicher nicht geändert?

Nein. Es will ja niemand mehr was davon wissen. Ich habe gestern das Lehrmädchen beim Friseur gefragt: Weißt du, was die Kristallnacht ist? Da hat sie mich ganz blöd angeschaut. Die haben keine Ahnung, es interessiert sie nicht. Es ist Geschichte geworden. Ich bin auch keine Österreicherin – ich bin eine wurzellose Person.

Haben Sie nach ihrem Rausschmiss im Kaufhaus wieder gearbeitet?

Ich habe die Kinder erzogen, meine Mutter hier gehabt, nachdem

sie Witwe wurde, und in der Nacht im Büro mitgearbeitet. Wir haben Computerteile aus Japan nach Ungarn geschickt. Das war viel Arbeit, und nachdem mein Mann keine Angestellten wollte, habe ich das in der Nacht hier gemacht.

Es geht ja in dieser Reihe auch um die Situation von Frauen ...

Warum? Sie sind doch keine Emanze, um Gottes Willen? Ich habe mich mit diesem Thema nie beschäftigt. Ich bin von der Idee der Emanzipation nicht begeistert. Ich wünsche mir keine Frauen in der Regierung. Die sind nicht gleich wie die Männer, weder optisch noch seelisch, wenn sie sich noch so bemühen. Da müssen sie das Frauentum beiseite schieben.

Was sollten Frauen denn tun?

Das ist altmodisch: Frauen sollten nicht das tun, was Männer leichter und besser können. Ich sehe das bei meinem Sohn: Er badet die Kinder und kocht das Nachtmahl und sie sitzt am Computer. Ist das normal? Er ist bestimmt am Computer besser als sie und umgekehrt. Männer haben andere Funktionen. Sie sind freier, haben die Belastung der Erziehung nicht. Die sorgen sich nicht, ob das Kind zuhause Fieber hat, ob man was zum Kochen hat, ob das Bett überzogen ist.

Ist das nicht anerzogen?

Ich glaube, dass es in der Natur so beschaffen ist. Es werden aus euch nie Männer werden.

In der Serie „Erzählen Sie mir“ bitten wir betagte Jüdinnen, über ihre Erfahrungen nach 1945 zu sprechen. Die Gespräche führt unsere Praktikantin Ruth Eisenreich, die beinahe drei Generationen jünger ist. Aus dieser Konstellation ergeben sich neue Perspektiven – für beide Seiten.

„Man muss kein Jude sein, um diese Musik zu lieben“

Chorsingen ist keine jüdische Tradition. Denn es gibt keine jüdischen Chorlieder, nur jüdische Lieder. Der „Wiener Jüdische Chor“ ist dennoch zur Gesangsheimat vieler Juden und Nicht-Juden geworden.

VON ROSA LYON

Die Lieder kennt Timothy Smolka von seinem Großvater. Auch eine Tante, bei der er als Kind viel Zeit verbrachte, hat sie ihm vorgesungen. Seine Auftritte im jüdischen Chor holen für ihn ein Stück Kindheit zurück. Das sieht man ihm an. Das Funkeln seiner Augen akzentuiert seinen sonst gelassenen Gesichtsausdruck.

„Für Konvertiten ist die Religion die einzige Verbindung zum Judentum. Wer hingegen als Jude geboren wird, hat zusätzliche Verbindungen: die

Geschichte, die Kultur und die Verfolgung über Generationen.“ Timothy Smolka wurde in England geboren. Erst in Wien hat er begriffen, dass er Jude ist. „Für uns als Kinder war es eher eine unangenehme Situation. Unser Vater war ein Linker und antireligiös. Juden waren wir eigentlich nur für die Antisemiten.“

Timothy Smolka besucht mittlerweile jede Woche die Synagoge. Aber er betet nicht. „Das hab ich nicht gelernt.“ In Israel war er noch nie in

einer Synagoge. „Dort brauche ich das nicht, um mich zu definieren.“

Den Chor gibt es seit 1989. Anfangs wurde im jüdisch-pädagogischen Zentrum gesungen. Dann war kein Geld mehr da, erinnert sich Timothy Smolka. „Wir standen buchstäblich auf der Straße. Dann sind alle 30 Chormitglieder zu mir und meiner Frau in die Wohnung gekommen. Wir haben für die Probe immer das Esszimmer ausgeräumt. Eineinhalb Jahre lang.“

Dann beschließt der Chor, das erste Konzert zu geben. Herr und Frau Smolka mieten für 26.000 Schilling das Theater Akzent an. Das Konzert ist wider Erwarten ausverkauft. 1991 wird der Verein „Wiener Jüdischer Chor“ gegründet. Timothy Smolka ist seither sein Obmann.

Der erste Dirigent verlässt den Chor nach fünf Jahren. Timothy Smolka ruft Roman Grinberg an. Aber der winkt ab, um Jahre später doch zuzusagen. Seit 2002 ist Roman Grinberg nun Chorleiter. Er ist streng, verlangt viel. Bei der Probe wirkt er wie ein Löwenbändiger. Beim Konzert tanzt er fast beim Dirigieren. Die Arrangements schreibt er selbst. Das ist viel Arbeit. Denn es gibt keine jüdischen Chorlieder. Nur jüdische Lieder. Chorsingen ist schließlich keine jüdische Tradition.



Chorleiter Roman Grinberg am Piano

„Das ist ein unglaubliches Gefühl. Als würde ich fliegen. Natürlich hat man das nicht zwei Stunden lang. Aber es gibt Momente während eines Konzerts, da spüre ich, dass der ganze Chor mit mir abhebt.“
Roman Grinberg



Roman Grinbergs Vater war Klezmermusiker, seine Mutter Klavierlehrerin. „Meine Eltern haben die jiddische Sprache trotz des Verbots in der Sowjetunion als eine Art stillen Widerstand beibehalten. So sind wir Kinder mit Jiddisch als Muttersprache aufgewachsen. Was für ein Glück!“

Im Chor wird jiddisch, hebräisch und sephardisch gesungen. In den drei Hauptsprachen der Juden. Das aktuelle Programm ist allerdings fast ausschließlich jiddisch. Das liegt wohl auch daran, dass es Roman Grinberg ein Anliegen ist, die jiddische Sprache zu pflegen. „Auch wenn sie von vielen Wissenschaftlern bereits als tot oder zumindest sterbend abgestempelt wird, glaube ich, dass die Chance durchaus besteht, durch das Singen jiddischer Lieder die Sprache zu erhalten.“

Für die Israelin Svetlana Kundish ist es eine besondere Herausforderung, jiddisch zu singen. Sie kennt die meisten Lieder. Allerdings in hebräischer Sprache. Ihre Mutter spricht Jiddisch, sie selbst hat es nie gelernt. Nur, weil sie jetzt Deutsch kann, versteht sie auch Jiddisch. „In Israel mögen wir diese Sprache nicht, wir verdrängen sie. Weil sie nicht israelisch ist. Sie gehört zur Diaspora, zur Vergangenheit. Es ist die Sprache der Alten.“

Vor drei Jahren zog Svetlana Kundish nach Wien, der Musik wegen. Der Chor ist für sie seit zwei Jahren wie eine Familie. „Nach der Sommerpause habe ich mich so gefreut, alle wieder zu sehen. Ein tolles Gefühl!“ Die Musik ist vertraut und bringt für Svetlana Kundish ein Stück Heimat nach Wien.

Die jüdische Musik ist auch für Roman Grinberg Heimat. „Mayn Shtetele Belz“ lautet der Titel jenes Liedes, das Roman Grinberg schon seit seiner Kindheit begleitet, stammt er doch aus Belz. „Meine geografische Heimat, den Ort, an dem ich geboren bin, habe ich verloren.“ Wien ist sein Zuhause, aber nicht seine Heimat. Er hat als Kind und Jugendlicher in Wien viel Antisemitismus und Ablehnung erlebt. „Es ist mir sehr schwer gemacht worden, eine neue Heimat zu finden.“

Der 50-köpfige Chor ist eine bunte Mischung. Die jüngsten Choristen sind 17 Jahre alt, die ältesten über 70. Es gibt mehr Frauen als Männer, immer zu wenig Tenöre, und mehr Juden als Nicht-Juden. Das wurde letztes Jahr deutlich. Da gab es einen Konflikt im Chor. Einen modischen Konflikt, erklärt einer der jungen Sänger, Florian Pollack. Es ging darum, ob die Männer bei Auftritten die Kippa oder eine andere Kopfbedeckung tragen. „In einer Übung haben wir uns aufgestellt: Juden auf der einen und Nicht-Juden auf der anderen Seite. Und natürlich gab es auch Menschen, die in der Mitte gestanden sind, zwischen den Juden und den Nicht-Juden.“ Aber es war nur eine der vielen Übungen, um einander besser kennenzulernen. Sonst ist die Zugehörigkeit zum Judentum kein Thema im Chor.

Man hat sich geeinigt. Jeder Mann kann sich aussuchen, ob er bei Konzerten eine Kippa oder eine andere Kopfbedeckung trägt. Florian Pollack kann verstehen, dass Nicht-Juden in einem jüdischen Chor singen. „Man muss kein Jude sein, um diese Musik zu lieben.“

Irene Katzensteiner hat die jüdische Musik immer schon begeistert. „Sie bewegt etwas in mir“, erklärt die Christin, die seit vier Jahren dem Wiener Jüdischen Chor angehört. „Die jüdische Musik ist unheimlich facettenreich. Die meisten Lieder kommen mir bekannt vor. Ich kann es nicht logisch erklären.“ Sie lacht.

Auch Anna Burghardt ist katholisch aufgewachsen. Sie hat als Kind oft zu Hause Klezmermusik gehört. „Das Schwungvolle hat mich immer begeistert. Ich liebe diese Art von Musik.“ Und die Liebe zur Musik ist das Wichtigste beim Jüdischen Chor.

Die Musik bedeutet dem Vereinsobmann Timothy Smolka sehr viel. „Ich habe mit fast 60 Jahren die ersten Gesangsstunden genommen. Wenn es mir psychisch schlecht geht, ersetzt mir eine Chorprobe die Therapiestunde.“

Parallelen zu guten Therapiesitzungen kann auch so mancher Konzertgast ziehen. Lachen, Weinen und alle Grautöne dazwischen durchlebt man in einem einzigen Konzert. Bei „Yerushalayim shel zachav“ bleibt kein Auge trocken. Bei so mancher Zwischenansage bleibt keine Bauchdecke ruhig. Die Musik berührt, wühlt auf.

Am schönsten sind für Chorleiter Roman Grinberg jene Momente, in denen der Chor, wie er sagt, wie aus einer großen Seele singt. „Das ist ein unglaubliches Gefühl. Als würde ich fliegen. Natürlich hat man das nicht zwei Stunden lang. Aber es gibt Momente während eines Konzerts, da spüre ich, dass der ganze Chor mit mir abhebt.“

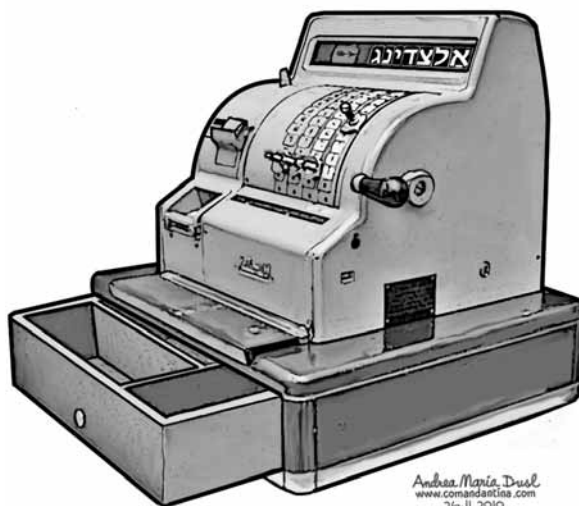
Rebbe, was weißt du?

VON ERWIN JAVOR

Bis jetzt waren Sie im Jiddisch-Kurs für Anfänger. Jetzt sind Sie, glaube ich, langsam reif dafür, über das bloße Vokabelheft hinauszuwachsen und aufzusteigen in die Oberstufe Jiddisch für Fortgeschrittene. Für die Meisterklasse müssen Sie sich dann schon noch etwas mehr anstrengen, aber die kommt irgendwann auch noch. Mit anderen Worten, es geht beim Jiddischen nicht so sehr um die Worte, die Vokabeln, sondern darum, wie sie angewendet werden, um die Denkstrukturen, die dahinterliegen.

Was meine ich damit? Die Essenz des jüdischen Seins ist Ungläubigkeit. Skepsis. Zweifel. Hinterfragen. Denken ist in unserer Kultur nicht nur erlaubt, sondern erwünscht. Das Überleben des Judentums hat von dieser Haltung profitiert und ist wahrscheinlich auch so entstanden. Auf Jiddisch geht das dann zum Beispiel so:

Eines Tages erscheint dem Rebbe ein Malach (ein Engel) und macht ihm ein unwiderstehliches Angebot: „Du hast die Wahl, Reb Shloime. Gott hat dich auf Grund deiner Mitzves auserwählt. (Mitzves sind gute Taten, das haben Sie ja schon gelernt. Wenn Sie sich nicht erinnern, schauen Sie in Ihrem Vokabelheft aus dem Anfängerkurs nach.) Du hast zwei Möglichkeiten, Reb Shloime“, sagt der Malach. „Ich kann dir geben alles Geld der Welt oder alle Weisheit dieser Welt. Was willst du haben?“ – Der Rebbe klärt und klärt (denkt) und entscheidet sich nach langer Überlegung schließlich für die Weisheit.



Amen! Ein gleißender Blitz zischt aus den Wolken, erhellet den Horizont und geleitet den Rebbe durch die dunkle Nacht nach Hause in sein Stibl (Stübchen). Dort bleibt er. Die ganze Nacht. Den ganzen Tag. Noch eine Nacht. Noch einen Tag. Isst nichts. Trinkt nichts. Und kommt und kommt nicht mehr heraus. Die Kehille (Gemeinde) macht sich schon langsam Sorgen. Es hat sich herumgesprochen, dass ein Malach ihrem Rebbe alle Weisheit dieser Welt geschenkt hat und sie sind naturgemäß neugierig. Und jetzt sperrt er sich im Stibl ein? Nach einer Woche kommt der Rebbe endlich wieder heraus, mit Tfillen (Gebetsriemen) und Talles (Gebetsschal), blass, abgemagert, mitgenommen, aber mit verklärtem Blick. – „Nu, Rebbe? Was weißt du jetzt?“ fragen sie ihn. Reb Shloime gibt von sich einen Sifz (Seufzer) und einen Krächz (Stöhnen) und sagt: „Ich weiß jetzt, dass ich das Geld hätte nehmen sollen!“

Apropos krächz: Sitzen drei Juden im Schwitzbad (Sauna). Krächzt der erste: „Oj!“ – Nach einer Weile krächzt der zweite: „Oj!“ – Dar-

auf unwirsch der dritte: „Wir haben doch vereinbart, nicht über die Kinder zu reden!“

Wie dem auch sei. Wie ich schon sagte, zur Essenz des Jiddischen und somit der jüdischen Kultur gehört der Zweifel am Edlen im Menschen: Ein Galizianer (Jude polnischen Ursprungs) und ein Rumäne (natürlich auch kein Goj) sind Schitwes (Geschäftspartner), die sich, wie es gute Tradition dieser beiden Völker ist, ständig misstrauen und daher belauern. Geht der Galizianer auf Sommerfrische. Schon am ersten Tag ruft ihn aufgeregt der Rumäne an: „Ein Unglück ist geschehen! In der Nacht hat man eingebrochen und das ganze Geld aus der Kassa gestohlen! Wus soll ech tin?“ (Was soll ich tun?) – Darauf gelassen und trocken der Galizianer: „Leg es zerrick arajn.“ (Leg das Geld einfach in die Kassa zurück.)

Und? Wie gefällt es Ihnen in der Oberstufe?

* *Mammeloschn (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen Loschn: Zunge, Sprache.*

Den Missverstandenen verstehen

Der Schriftsteller Robert Schindel spricht über die Doppelgesichtigkeit der Figur Benjamin Marmelstein und die Schwierigkeiten, diesen zur Hauptfigur eines Theaterstückes zu machen.

VON RAINER NOWAK (INTERVIEW)
UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)

Es ist nüchternes, lakonisches Werk. Robert Schindel nennt es selbst eine „Realfarce“. Sein neues Stück „Dunkelstein“ widmet sich der widersprüchlichen und umstrittenen Figur des Wiener Rabbiners Benjamin Marmelstein, der als Mitglied des Judenrats nach 1938 vorerst die Ausreise und später die Deportation der Wiener Juden maßgeblich plante und durchführte. Für viele in der jüdischen Gemeinde war Marmelstein ein Kollaborateur der Nazis, Schindel beschreibt ihn verfremdet als Saul Dunkelstein – fast verstörend als realistischen Verhinderer noch schlimmerer Nazi-Verbrechen. Mit „Dunkelstein“ ist Schindel ein irritierendes literarisches Stück über die Shoah gelungen. NU sprach mit dem österreichischen Schriftsteller da, wo er am liebsten redet und Gesprächspartner trifft: im Café Zartl.

NU: Warum beschäftigen Sie sich mit einer für die jüdische Gemeinde derart schmerzenden Figur?

Robert Schindel: Das hat mit der Biografie und meiner eigenen Familiengeschichte zu tun. Es interessiert mich, wie Menschen unter solchen extremen Bedingungen reagieren. In meiner kommunistisch-jüdischen

Familie, die das Konzentrationslager überlebt hatte, ging es oft um die Frage sogenannter Funktionshäftlinge.

Gab es solche Häftlinge unter Ihren Angehörigen?

Nein, aber es wurde darüber häufig geredet. Meine Mutter wurde in Ravensbrück von solchen Häftlingen gerettet. Die Kommunisten haben ihre eigenen Leute gerettet, etwa indem sie die zum Tode Verurteilten versteckten.

Aber wieso dann der Wiener Rabbiner Marmelstein als Protagonist?

Auf seine Geschichte und die des Wiener Juden-Rates bin ich im Buch von Doron Rabinovici „Instanzen der Ohnmacht“ gekommen. Er ergreift darin Partei für den Judenrat, verteidigt ihn gegen Angriffe, dass im Judenrat nur Nazi-Kollaborateure gewesen seien. Doron hat mich auch beraten. Als Schriftsteller interessieren einen widersprüchliche Figuren. Der reale Marmelstein war zutiefst widersprüchlich. Das war eine Shylock-Figur, zerrissen von großer Bösartigkeit und Aggressivität einerseits, zugleich der Aufgabe als Rabbiner und der damit verbundenen Ver-





Als Schriftsteller interessieren einen widersprüchliche Figuren. Der reale Marmelstein war zutiefst widersprüchlich. Zerrissen von großer Bösartigkeit und Aggressivität einerseits, zugleich der Aufgabe als Rabbiner und der damit verbundenen Verpflichtung, Leben zu retten.

pflichtung, Leben zu retten. Dunkelstein ist aber nicht eins zu eins Marmelstein.

Was sind die Unterschiede?

Der echte Marmelstein war natürlich nicht so reflektiert. Marmelstein wollte die Alten und Kranken schützen, das will Dunkelstein im Stück nicht.

Haben Sie das verstärkt, um ihn noch widersprüchlicher zu machen? Oder einfacher?

Das kann ich Ihnen gar nicht so sagen. Vielleicht habe ich das so geschrieben, um ihn noch pragmatischer darzustellen. So eine Figur bekommt während des Schreibens eine Eigendynamik.

Es gibt mehrere Lebensphasen Marmel- beziehungsweise Dunkelsteins. Es beginnt mit der Rettung Tausender Wiener Juden, die er zur Ausreise drängt und die er auch organisiert. Später hilft er bei den Deportationen in den Osten. Da geht es doch nicht mehr darum, das Leben zu retten, oder? Sondern nur noch darum, die Deportation weniger grausam zu gestalten.

Aber das ist schon etwas. Er schafft außerdem schon mehr: die etwa für die Gemeinde wichtigen Leute von den Listen für die Deportation zu reklamieren. Es gelang ihm sogar, einige, wenn auch sehr wenige Juden, nach 1941 hinauszubekommen. Aber es ging schon darum, auch

Menschen, die einander halfen, zusammenhalten zu können. Eine geordnete Deportation, die nicht von der SS abgewickelt wurde, war aus seiner Sicht humaner. Er hatte die Illusion, dass er noch mildernd eingreifen konnte. Für ihn war entscheidend: Wenn es die SS macht, läuft bereits die Deportation chaotisch und mit Toten ab. Und dann wäre natürlich die Fürsorge innerhalb der Gemeinde möglicherweise zusammengebrochen.

Hätte er nicht Alternativen gehabt?

Wahrscheinlich nicht. Er hätte sich höchstens umbringen können.

Wie haben Sie die Figur recherchiert?

Claude Lanzmann hat Marmelstein 1975 für seinen Shoah-Film interviewt, das sind sehenswerte und packende Gespräche in 16 Kassetten. Lanzmann hat das dann aber doch nicht dafür verwendet. Marmelstein lebte zu der Zeit als Möbelhändler in Rom. Nach Wien war er Juden-Ältester im Konzentrationslager Theresienstadt gewesen, in Prag war er 1945 als Kollaborateur angeklagt und dann freigesprochen worden. 1989 starb er in Rom.

Marmelstein wurde immer heftig angegriffen.

Ja, er wurde ständig attackiert.

Weil ein solcher Rabbiner nicht hätte sein dürfen?

Die Juden wussten in Wien überhaupt nicht, wie und warum Marmelstein Dinge entschied. In meinem Stück kommt etwa die wahre Episode vor, dass ein alter Wiener Jude nicht ausreisen wollte und ihn Dunkelstein dazu zwang. Sonst hätte er keine Chance gehabt, aber der Mann verstand die Willkür nicht. Erst im Nachhinein wissen wir, dass er ermordet worden wäre.

Es interessiert mich, wie Menschen unter solchen extremen Bedingungen reagieren. In meiner kommunistisch-jüdischen Familie, die das Konzentrationslager überlebt hatte, ging es oft um die Frage sogenannter Funktionshäftlinge.

War Leben zu retten, immer das einzige Motiv für solche Entscheidungen?

Es gibt natürlich diesen Machtdurst, der gestillt werden muss. Das sagt Dunkelstein auch in einem Monolog.

Hätten Sie so ein Stück vor zehn, 15 Jahren geschrieben?

Vor zehn, 15 Jahren ist die Zeit reif geworden. Es gab davor die falsche Annahme, etwa auch von Hannah Arendt, dass es immer der Plan der Nazis gewesen sei, alle Juden zu ermorden. Aus dieser Position heraus wäre natürlich die Tätigkeit der Judenräte volle Kollaboration. Aber wenn man glaubt, dass die Nazis zu Beginn ihrer Herrschaft die Juden loswerden, also aus dem Land werfen wollten, war die Arbeit der Judenräte richtig. Ich glaube – und das ist mittlerweile wissenschaftlich belegt –, dass die Nazis ursprünglich Interesse hatten, den Juden das Geld und Vermögen zu rauben und sie zu vertreiben. Erst später, als Millionen von Juden im von den Nazis besetzten Gebiet waren, kam die Wannsee-Konferenz mit der sogenannten Ju-

den-Endlösung. Schon davor hatte es allerdings Massen-Tötungen von Juden in Osteuropa gegeben.

Warum war Arendt anderer Meinung?

Man konnte sich offenbar angesichts eines solch bestialischen Verbrechens nicht vorstellen, dass es einen fast spontanen Plan dafür gab. Erst durch neue Forschungen ist es zu einer Rehabilitation der Judenräte gekommen. Vor 15 Jahren hätte mich die jüdische Gemeinde für das Buch zerfetzt. Ruth Klüger hat mich angemault, dass sie zwar das Buch gut finde und dass sie mit dem Kopfe die Geschichte verstehe. Aber dann sagte sie: „Du kannst dir nicht vorstellen, wie verhasst Murelstein war.“ Er war verhasster als Eichmann. Er war der Bote und der Vollstrecker. Die Leute glaubten, er machte das gerne und alleine, dass sich die Nazis gar nicht darum kümmerten. Er war natürlich kein ganz Unschuldiger, in Polen brachte sich ein Juden-Ältester um, weil er Kinder in den Tod schicken musste. Aber keiner kann sagen: „Du müsstest dich in einer solchen Situation umbringen.“

War diese äußerst negative Haltung gegenüber den Judenräten nicht auch ein Selbstschutz? Es gab immer die Vorwürfe junger Juden, dass sich die Eltern und Großeltern wie die Schafe zur Schlachtbank hätten treiben lassen.

Es ist leichter aus Tel Aviv oder Los Angeles heraus solche Vorwürfe zu erheben: Wie kommen die dazu, beim Holocaust mitzuhelfen und sich nicht zu wehren? Vielleicht hätte ich in den 70er-Jahren auch so geurteilt.

Das ist eine Theorie, die vor allem aus Israel kam. Aber es stimmt einfach nicht: Wenn es ging, haben sich Juden im Angesicht des Todes häufig versucht zu wehren. Die Juden waren nicht feiger als andere. In Wien hat die Deportation für alle Städte begonnen, niemand hatte damit Erfahrung. Es ist leichter aus Tel Aviv oder Los Angeles heraus solche Vorwürfe zu erheben: Wie kommen die dazu, beim Holocaust mitzuhelfen und sich nicht zu wehren? Vielleicht hätte ich in den 70er-Jahren auch so geurteilt. Wer kann sich in eine solche Situation versetzen und sagen: Ich hätte anders gehandelt? Es ist ein unlösbares Dilemma.

**DIE KUNSTFIGUR
SAUL DUNKELSTEIN**

Der Rabbiner Saul Dunkelstein, der dem historischen Benjamin Murelstein nachempfunden ist, erklärt sich nach dem Anschluss Österreichs durch Nazideutschland bereit, in der israelitischen Kultusgemeinde als Leiter der Auswanderungsbehörde mit den Nazis zu kooperieren, nicht zu kollaborieren. Nach Kriegsausbruch muss Dunkelstein von Seiten der Kultusgemeinde für eine reibungslose Deportation der Juden nach Osten sorgen. Inmitten dieses Geschehens versucht eine kleine Gruppe jüdisch-kommunistischer Widerstandskämpfer durch Flugblätter auf Wehrmachtssoldaten wehrkraftersetzend einzuwirken. Ein Gruppenmitglied verrät, um die eigene Mutter zu retten, die Gruppe, andere versuchen, ein neugeborenes Kind einer Verhafteten zu verstecken. Es wird schließlich nach Theresienstadt verbracht. Dunkelstein, der dort inzwischen Judenältester geworden ist, rettet das Kind. Das Geschehen wird begleitet und chorisch kommentiert von einer Gruppe jüdischer Komparsen, die 1986/87 im jugoslawischen Osijek, das als Kulisse für Theresienstadt fungiert, bei einem Hollywoodfilm mitwirken. Dunkelstein, Eine Realfarce, Robert Schindel, Haymon Verlag, 123 Seiten



Ein Nachruf auf den jüdischen Humor

Jüdische Witze zu erzählen ist ein Ritual. Mit jeder Wiederholung legen wir einen Kiesel auf den Grabstein einer untergegangenen Kultur.

EIN ESSAY VON CHARLES LEWINSKY

Juden haben keinen Humor. Punkt. Bevor ich verprügelt werde: Das gilt natürlich nicht für die Herausgeber von NU. Aber wenn es keine Ausnahmen gäbe, wer würde dann meine Regel bestätigen?

Der goldene jüdische Humor, der so gern zitiert wird, ist ein Kompendium traditioneller Witze. Immer derselben. Es ist völlig egal, welche der ständig neu produzierten Anthologien man sich kauft – sie enthalten alle die gleichen Geschichtchen. Ein ganz klein bisschen anders ist nur das klassische Kompendium von Salcia Landmann. Dort stehen zwar auch dieselben Lozelachs drin, aber bei den meisten sind die Pointen so verhatscht, dass man sich wenigstens mit dem Versuch vergnügen kann, die ursprüngliche Geschichte im Kopf zu rekonstruieren.

Dieser rein historische Charakter des jüdischen Humors zeigt sich am deutlichsten darin, wie wir darauf reagieren, wenn jemand anfängt, Witze vom Wunderrabbi oder von Hersch Ostropoler zu erzählen. Für gewöhnlich läuft der Austausch komischer Geschichten doch so ab: Wenn einer zu einem Witz ansetzt, den der andere schon kennt, wird er nach zwei Sätzen unterbrochen. „Den kenn ich“, sagt der andere. Und wenn man dann nicht sofort einen anderen, unverbrauchten Witz auf Lager hat, ist der humoristische Ruf gründlich ruiniert. Bei jüdischen Witzen ist der Ablauf ein anderer. Der eine setzt zu einem Witz an, der andere kennt ihn schon (jeder kennt jeden jüdischen Witz), aber der Erzähler wird nicht etwa unterbrochen. Nein, sein Zuhörer macht ein verklärtes Gesicht – mindestens so verklärt, als ob man ihm gerade eine Portion gefüllten Fisch nach dem Rezept seiner heiß geliebten Großmutter vorgesetzt hätte – und sagt: „Ja, der ist gut. Den musst du unbedingt erzählen.“ Und dann hört er sich den Witz, den er schon kennt, so ehrfürchtig an, als ob Schofar geblasen würde.

Jüdische Witze zu erzählen ist ein Ritual. Mit jeder Wie-

derholung legen wir einen Kiesel auf den Grabstein einer untergegangenen Kultur.

Denn natürlich gab es einmal eine Zeit, in der die Juden Humor hatten. Sogar, unglaublicher Weise, die deutschsprachigen Juden. Die Ära begann im Oktober 1743 und endete im Januar 1933. Warum ich die Zeitspanne so auf den Monat genau beziffern kann? Nun, im Oktober 1743 kam Moses Mendelssohn nach Berlin. Das Protokoll darüber ist erhalten: „Heute passierten das Rosenthaler Tor sechs Ochsen, sieben Schweine, ein Jude.“ Und im Januar 1933 übernahmen die Nazis in Deutschland die Regierung. Anfang und Ende.

Natürlich, wie könnte es anders sein, gehört zu jedem dieser Daten ein Witz. Sie kennen bestimmt beide. (Und wenn nicht: Machen Sie trotzdem beim Lesen ein andächtiges Gesicht. Man könnte sonst meinen, Sie hätten kein Gefühl für Tradition.) 1743: Moses Mendelssohn stößt auf der Straße in Berlin mit einem preußischen Offizier zusammen. Der schreit ihn an: „Ochse!“ Mendelssohn verneigt sich und antwortet: „Mendelssohn.“ Und 1933: Ein Jude wird von einem Trupp SA-Leute eingekreist und gefragt: „Wer ist der Untergang Deutschlands?“ Er antwortet: „Die Juden und die Radfahrer.“ „Warum die Radfahrer?“, will man von ihm wissen und er fragt zurück: „Warum die Juden?“

Beiden Witzen ist gemeinsam, dass sie reine Phantasiegebilde sind. Denn selbstverständlich hat sich weder die eine noch die andere Geschichte tatsächlich ereignet. Und wenn, hat sie bestimmt nicht mit dem verbalen Sieg geendet, den wir so nostalgisch belächeln. Denn es gibt ja nur zwei Möglichkeiten: Entweder hat der Gegner, ob preußischer Offizier oder SA-Mann, die Pointe verstanden. Dann ist die Geschichte für den jüdischen Protagonisten wahrscheinlich so extrem unerfreulich ausgegangen, dass er wohl nicht mehr dazu gekommen,

Der gesellschaftlich und körperlich unterlegene Jude setzt eine Art geistiges Jiu Jitsu ein, um den Sieg über einen übermächtigen Gegner zu erringen.



wäre, jemandem von seinem Triumph zu berichten. Oder er hat sie nicht verstanden. Dann war die Pointe völlig wirkungslos.

Dieses Pointenschema wird im klassischen jüdischen Witz oft verwendet: Der gesellschaftlich und körperlich unterlegene Jude setzt eine Art geistiges Jiu Jitsu ein, um den Sieg über einen übermächtigen Gegner zu erringen. Nur: Diese Witze sind nicht typisch jüdisch. Sie sind nur typisch für eine gesellschaftliche Konstellation, in der eine unterdrückte Minderheit sich der unterdrückenden Mehrheit intellektuell überlegen fühlt, diese Überlegenheit aber nur in Geschichten, nicht in der Realität, auszuspielen wagt. Gleiche Situation, gleiche Witze. Es ist kein Zufall, dass man in den kurdischen Geschichten von Nasreddin Hodscha nur die Namen verändern und Türken durch Polen ersetzen müsste, und schon gingen sie als typisch jüdischer Humor durch. Genau wie die irischen Witze über die Engländer. (Nur dass dort mehr Whiskey vorkommt.)

Witze – und ich kenne keine deutlichere Ausdrucksform des allgemeinen Humors – entstehen immer in Umbruchssituationen. Gesellschaftlich völlig stabile Gesellschaften sind weitgehend humorlos. Die „Zeit, in der die Juden Humor hatten“, konnte erst beginnen, als die über Jahrhunderte festgemauerten sozialen Strukturen durch die Aufklärung erste Risse bekamen. Es gibt keine jüdischen Pointen aus dem Mittelalter. Nicht einmal die überlieferten Purimspiele sind komisch. Aber jetzt, im 18. Jahrhundert, war es plötzlich nicht mehr selbstverständlich, dass man als Jude automatisch auf den untersten Platz der gesellschaftlichen Stufenleiter abonniert war. Veränderung war möglich. Aus Veränderung entstehen Gegensätze, und aus Gegensätzen entsteht Humor.

Sobald ein wohlhabender oder sogar reicher Jude keine absolute Ausnahmeerscheinung mehr war, mussten sich die anderen, die diesen sozialen Aufstieg nicht geschafft hatten, mit dem neuen Phänomen auseinandersetzen. Und so entstanden all die „Kommt ein Schnorrer zu Rothschild“-Witze. (Nein, ich werde hier keinen zitieren. Sie kennen eh schon alle. Aber Sie dürfen trotzdem verständnisvoll schmunzeln.)

Ein weiterer Kontrast innerhalb der jüdischen Gesellschaft entstand – und damit sind wir schon wieder bei Moses Mendelssohn – aus dem Gegensatz zwischen Haskala und Chassidismus. Sollte man sich vom Verstand leiten lassen (in „Haskala“ steckt die Sprachwurzel von Sechel) oder war das Heil in intensivster Frömmigkeit

zu suchen? Aus diesem Widerspruch entstanden all die Wunderrabbi-Witze, die heute noch die Anthologien füllen. Nur haben sie so, wie sie heute rezipiert werden, ihren ursprünglichen Charakter verloren. Als sie entstanden, waren sie keine niedlichen Schmunzelanekdoten, sondern Kampfpointen. Man zog mit der Waffe der Lächerlichkeit gegeneinander in den Krieg. (In der gleichen Art, wie sich um 1900 die orthodoxen und die liberalen Juden mit Witzen bekämpften.)

Nein, auch die brilliantesten Pointen – und einige der klassischen jüdischen Geschichten sind mehr als nur brilliant – beweisen nicht, dass Juden ein besonders humorbegabter Volksstamm sind. Sondern nur, dass fast zwei Jahrhunderte lang eine gesellschaftliche Konstellation existierte, in der es für sie Sinn machte, witzig zu sein. Tempora mutantur – und die Fähigkeit zum Humor mutatur in illis.

Es macht also keinen Sinn, Vorträge zum Thema „Deutscher Humor, französischer Esprit, jüdischer Witz“ zu halten. (Ein Thema, das 10. Juli 1944 im Ghetto von Theresienstadt auf dem Programm stand.) Es gibt keinen volksspezifischen Humor. Es gibt nur humorspezifische Situationen.

Wer noch nicht überzeugt ist und nach einem zusätzlichen Beleg sucht, der muss sich nur ansehen, wie heute Auseinandersetzungen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft ausgetragen werden. Mit Witzen, brillanten Formulierungen, treffenden Sarkasmen? Schön wär's. Nein, man argumentiert mit einschläfernder Paragraphengläubigkeit und haut sich statt Pointen Geschäftsordnungsanträge um die Ohren. Wenn es in Deutschland nicht nur einen „Orden wider den tierische Ernst“, sondern auch sein Gegenteil gäbe – der Zentralrat würde die Trophäe jedes Jahr gewinnen.

Wir haben es tatsächlich geschafft, so bierernst und langweilig wie alle andern zu werden. Vielleicht ist das ja die wahre Emanzipation.



CHARLES LEWINSKY

(* 14. April 1946 in Zürich) ist ein Schweizer Drehbuchautor und Schriftsteller. Lewinsky studierte Germanistik und Theaterwissenschaft in Zürich und Berlin (ohne Abschluss). Danach arbeitete er als Regieassistent bei Fritz Kortner und anschließend als Dramaturg und Regisseur an verschiedenen Bühnen, sowie als Redakteur und Ressortleiter der Sendung Wort-Unterhaltung des Schweizer Fernsehens. In der Schweizer Öffentlichkeit wurde Lewinsky Mitte der 90er-Jahre als Autor der Sitcom Fascht e Familie bekannt; später folgte Fertig Lustig.

Eine Gegend, in der Menschen und Bücher lebten ...

Die 1918 geborene Schriftstellerin und Physiotherapeutin Hedwig Brenner hat in ihrem neuen Buch Erinnerungen an ihre Heimatstadt Czernowitz gesammelt.

VON THOMAS SCHMIDINGER

Die heute mit über 92 Jahren in Haifa lebende Autorin ist eine der letzten noch lebenden Zeitzeuginnen des multiethnischen von der Habsburgermonarchie geprägten Czernowitz. Es war auch nach dem Zusammenbruch dieser Monarchie als „Klein-Wien“ bekannt und erlebte bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion und der Shoah eine von der deutschen Sprache geprägte multiethnische und multireligiöse Regionalkultur. Hedwig Brenner wuchs in dieser von der jüdischen Religion wie der deutschen Sprache geprägten bürgerlichen Kultur auf. Wien bildete für diesen Teil des Czernowitzer Bürgertums weiterhin das kulturelle und wissenschaftliche Zentrum und so ging die junge Frau auch zum Studium nach Wien, das sie 1938 nach dem „Anschluss“ jäh unterbrechen musste. Wieder in Rumänien, heiratete sie 1939 ihren Mann Gottfried, den sie durch ihr mutiges Einschreiten vor der Deportation bewahren konnte. Beide überleben im Ghetto und übersiedeln 1945, nachdem Czernowitz Teil der Sowjetunion wurde, nach Rumänien. Erst 1982 gelingt ihnen von dort die Auswanderung nach Israel.

Diese Lebensgeschichte, die sie schon in ihrem 2006 erschienenen Buch „Mein 20. Jahrhundert“ ausführlicher beschrieben hatte, steht zwar nicht im Mittelpunkt ihres neuen Buches, taucht aber immer wieder auf. Brenners Erinnerungen an Czernowitz sind keine historische Abhandlung, sondern lebendige Erinnerungen ei-

ner Czernowitzerin, die bis heute mit ihrer Stadt in Verbindung geblieben ist und ihre Entwicklung in der Sowjetunion und nach der Unabhängigkeit der Ukraine weiter verfolgt hat. Eingeleitet mit einem Essay über das bildungsbürgerliche Czernowitz von Marie-Elisabeth Rehn berichtet Brenner von ihrem ganz persönlichen Czernowitz, von den Geschäften ihrer Kindheit, Märkten, Kaffehäusern, Theatern, Konzerten oder Wanderungen in die nähere Umgebung. Vor allem aber beschreibt sie das gebildete Czernowitz der Schriftsteller, Theatermacher und Buchhändler. Schließlich arbeitete sie selbst in der Bibliothek der Stadt. So breitet sich ein lebendiges Bild des Alltagslebens einer Familie aus dem jüdischen Bildungsbürgertum dieser Stadt vor den Augen des Lesers aus. Die Ähnlichkeiten mit Wien werden dabei zum Greifen nahe. Selbst ein „Gänsehäufel“ gab es im Czernowitz: „Dort badeten meine Freunde und Freundinnen und folglich auch ich. Sobald die Ferien anfangen, waren wir fast täglich Gäste in diesem Bad. Man fuhr mit der Tramway bis zur Endstation und gelangte nach einem kleinen Fußmarsch zum Bad. Das Eintrittsgeld war gering, aber das ‚Gänsehäufel‘ galt als elegantes Bad. Es bot eine Ankleide-Garderober mit abschließbaren Kabinen, auch Duschen und einige Kioske, die kalte Getränke verkauften.“

Nicht nur das „Gänsehäufel“, sondern auch viele andere beschriebene Orte in Czernowitz und Umgebung werden

mit reichlichem Bildmaterial ergänzt. In kurzen persönlichen Porträts stellt die Autorin die Czernowitzer Autoren Johanna Brucker, Alfred Kittner, Immanuel Weißglas und ihren Mann Gottfried Brenner vor. Ein dritter Teil widmet sich dem Antisemitismus und der nationalsozialistischen Verfolgung der jüdischen Bevölkerung der Stadt, aber auch den Erfahrungen mit den sowjetischen Befreiern, deren Herrschaft für Brenner keineswegs nur als befreiend wahrgenommen wurde. Ein Kapitel widmet sich den antifaschistischen Spanienkämpfern der Stadt, ein anderes den Kämpfern der „Tschechischen Brigade“. Schließlich können die Leser den Eindrücken einer in den 1970er-Jahren erfolgten Touristenreise nach Czernowitz folgen und erhalten Einblick in die Entwicklung während der sowjetischen Herrschaft über die Stadt.

Brenners Buch ist ein Reiseführer in eine längst versunkene Welt, der unweigerliche eine tiefe Traurigkeit über die Vernichtung dieser Welt hervorrufen muss. Jene „Gegend, in der Menschen und Bücher lebten“, wie es der zwei Jahre nach Hedwig Brenner ebenfalls in Czernowitz geborene Paul Celan formuliert hatte.

Hedwig Brenner:

Mein altes Czernowitz.

Erinnerungen aus mehr als neun Jahrzehnten 1918–2010.

Hartung-Gorre Verlag,

Konstanz 2010

14,80 Euro

„Und ich lernte zu kämpfen!“

Die abenteuerliche Lebensgeschichte eines jüdischen Arbeiterkindes aus Sievering zu den Ojibwe in Minnesota: ein Besuch bei Robert Treuer und seiner Familie.

VON THOMAS SCHMIDINGER (TEXT UND FOTOS)

Mitten in den Wäldern im Norden Minnesotas zwischen der kleinen Stadt Bemidji und der Leech Lake Reservation der Ojibwe Nation steht ein kleines Haus, das sich auf den ersten Blick wenig von anderen Farmhäusern in diesem entlegenen Landstrich im äußersten Norden der Vereinigten Staaten unterscheidet. Nur wer näher tritt, sieht die Mesa im Türrahmen. Hier lebt Robert Treuer, Sozialdemokrat und Gewerkschafter, Ojibwe und Österreicher, Sieveringer und US-Bürger, Jude, Lehrer, Schriftsteller und Farmer. Als Achtjähriger erlebte der in eine sozialdemokratische jüdische Arbeiterfamilie in Sievering hineingeborene Robert Treuer den 12. Februar 1934 mit. „Ich habe die Kämpfe gesehen und kann mich noch gut daran erinnern, wie der Karl Marx Hof ausgesehen hat, nachdem ihn das Bundesheer zusammengeschossen hat“, erzählt er mit Blick auf eine große Schwarz-Weiß-Aufnahme des Karl Marx Hofes, der gemeinsam mit einem Foto seines Vaters Fritz in den Bergen bei Bad Aussee über seinem Schreibtisch hängt: „Ich bin nach der Schule immer zu den Kinderfreunden gegangen. Nach dem Februar '34 wurden diese geschlossen.“



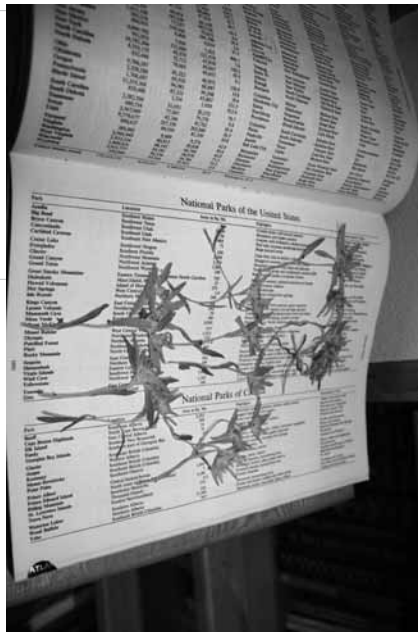
Robert Treuer und sein Sohn Anton.

Dass sein Vater regelmäßig sozialdemokratische Zeitungen und Infomaterialien aus der Tschechoslowakei, wo sich die Parteispitze in Sicherheit bringen konnte, nach Wien schmuggelte und hier verteilte, erfuhr er erst Jahre später: „Meine Eltern versuchten, solche Informationen von mir fernzuhalten. Bei einem Volksschulkind weiß man ja nie, ob ihm das nicht einmal rausrutscht.“

In dieser Zeit drohte der Familie politische Verfolgung durch das austrofaschistische Regime. Aber auch der Antisemitismus brach nicht erst 1938 über die Familie herein. Obwohl sich die Treuers als assimilierte Arbeiterfamilie nicht als religiöse Juden begriffen, wurden sie von der antisemitischen Umgebung primär auf ihre jüdische Herkunft reduziert. Robert Treuer musste dies bereits an seinem ersten Schultag erleben. Der Schulunterricht wurde auch in Wien mit einem Vaterunser begonnen, das der kleine Robert ganz selbstverständlich mitsprach. Der Lehrer klopfte daraufhin wutentbrannt auf den Tisch und schrie den Tafelklassler an: „Du darfst das nicht mitbeten! Ihr habt ja unseren Jesus ermordet!“

„Ich war damals das einzige jüdische Kind in unserer Nachbarschaft. Ich bekam noch sehr oft zu hören, dass wir Jesus gekreuzigt hätten, und wurde immer wieder von den anderen Kindern verprügelt.“ Seine Eltern wollten sich in die Streitereien der Kinder nicht einmischen, da der Vater der Meinung war, dass es besser wäre, wenn ein jüdisches Arbeiterkind selbst zu kämpfen lerne. „Und ich lernte zu kämpfen!“ erklärt er mit trotziger Stimme, die bis heute jenen Kampfgeist erahnen lässt, der wenige Jahre später lebensnotwendig werden sollte.

Für den politisch bewussten Vater war bereits unmittelbar nach dem „Anschluss“ 1938 klar, dass die Fa-



Erinnerung an Österreich:
Gepresstes Edelweiss.

milie das Land verlassen müsse. Seiner Mutter Mia war, sich der herannahenden Katastrophe nicht bewusst. Schließlich setzte sich jedoch der Vater durch und schickte die Mutter mit dem Zwölfjährigen illegal über die Grenze nach Belgien. Als Ironie der Geschichte kam ihnen dabei der rassistische Antisemitismus der Nazis zu Hilfe. In Aachen, kurz vor der Grenze, wurde eine ganze Gruppe jüdischer Flüchtlinge ohne Papiere aus dem Zug geholt. Auch Mia und Robert Treuer waren bereits von Bewaffneten umstellt. Die groß gewachsene blonde Mutter sah für deren Rassenlehre so „arisch“ aus, dass es ihr gelang, ihren Sohn an der Hand zu nehmen und so zu tun, als wäre sie fälschlicherweise in einen Kreis jüdischer Flüchtlinge geraten. Im Bahnhofo-restaurant wartend sprangen sie in letzter Minute wieder in den Zug. In England arbeitete die Mutter als Kindermädchen bei einer Familie auf dem Lande. Allerdings durfte sie dort ihren Sohn nicht mitnehmen. Der Zwölfjährige kam deshalb in eine Internatsschule, in der so schreckliche Zustände herrschten, dass ihm schließlich sein Onkel, der sich ohne Papiere in London aufhielt, half, in einem Flüchtlings-

camp für spanische Republikaner im Kensington Park Unterschlupf zu finden. Schließlich fand sich ein Platz in einer Internatsschule der Quäker in Waterford in Irland für ihn. Diese Schule stellte das genaue Gegenteil der ersten Erfahrungen im Londoner Internat dar. Die Quäker waren für ihre gewaltlosen und emanzipatorischen Erziehungsmethoden bekannt. Statt Gewalt und sexuellen Übergriffen erlebten hier die Schützlinge einen sicheren Ort, an dem sie beginnen konnten, ihre traumatischen Erfahrungen aus Deutschland und Österreich zu verarbeiten. Die Schule hinterließ bei ihrem damaligen Schüler aus Wien einen solch nachhaltigen Eindruck, dass er sie 1986 noch einmal besuchen sollte, um sich bei den dortigen Quäkern zu bedanken.

Dem Vater gelang es nach schweren Misshandlungen erst nach dem Novemberpogrom, Wien legal zu verlassen. Ende 1938 fand die Kernfamilie in England wieder zusammen. Die meisten anderen Verwandten konnten nicht mehr rechtzeitig entkommen. Nur ein Cousin lebt heute in Haifa. Alle anderen wurden in der Shoah von Deutschen und Österreichern ermordet.

Im Februar 1939 verließ die Familie Treuer England auf einem deutschen Schiff in Richtung Vereinigte Staaten. Der mittlerweile um einige „survival skills“ – wie er heute sagt – reichere Robert Treuer riss auf hoher See schließlich ein Schild von der Eingangstüre zum Speisesaal auf dem „Eintritt für Juden verboten!“ zu lesen war. In New York betrat er schließlich den Boden jenes Landes, das ihm zu einer neuen Heimat werden sollte.

Über bereits im amerikanischen Exil lebende österreichische Sozialdemokraten gelang es, einen Kontakt zu sozialistisch orientierten Quäkern aufzubauen. Der Vater half bei der Wiedererrichtung einer

Meine Eltern versuchten, solche Informationen von mir fernzuhalten. Bei einem Volksschulkind weiß man ja nie, ob ihm das nicht einmal rausrutscht.

Quäker-Schule in Iowa mit, in der Flüchtlingskinder aus Europa aufgenommen werden sollten. Schließlich landete die Familie durch einen Zufall in Ohio, wo die Mutter eine österreichische Bäckerei und Konditorei eröffnete, die sie mit ausrangierten Möbeln eines lokalen College einrichtete.

Mit dem Kriegseintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg wollte auch Robert gegen die Nazis mit der Waffe in der Hand kämpfen. Er versuchte, freiwillig einzurücken, wurde dann aber zu seiner Enttäuschung erst 1944 in die Armee aufgenommen. Was ihn allerdings noch mehr enttäuschte, war die Tatsache, dass er dort keine Nazis erschießen durfte, sondern Japanisch lernen musste, um schließlich in den Philippinen eingesetzt zu werden.

Nach seiner Rückkehr 1946 entschied sich der mittlerweile mit seiner ersten Frau Nancy Nelson verheiratete junge Mann zu einer Arbeit, die im besten Sinne die sozialdemokratische Tradition seiner Familie fortsetzte. Robert Treuer wurde Funktionär und Aktivist einer amerikanischen Gewerkschaft. Nach einem besonders militanten und langwierigen Streik in Wisconsin wollte er nicht in das als nächsten Einsatzort vorgesehene Detroit und bereiste das westlich von Wisconsin gelegene Minnesota. In Bemidji, einer Kleinstadt im Norden des Landes, hatten die Eltern seiner Frau ihren Alterssitz. Hier hörten die beiden schließlich, dass eine in Konkurs gegangene Farm durch eine Bank zum Verkauf stünde.

In diesem Moment unterbricht Robert Treuer seine Erzählung und führt mit den Worten „Ich muss Euch etwas zeigen“ in sein Schlafzimmer. An der Wand gegenüber seinem Bett hängt ein Bild einer schön gemalten Landschaft mit Wäldern und Seen: „Das ist das einzige Bild, das meine Familie

von Wien retten konnte. Ich habe es als Kind immer angesehen, und als ich dann hierher kam, um die zum Verkauf stehende Farm anzusehen, wusste ich, dass das genau dieses Bild ist. Ich wollte hier und nirgendwo anders leben.“

Da niemand sonst für die Farm mitbot, gelang es, mit sämtlichen Ersparnissen und dem aktuellen Gehaltsscheck als Draufgabe die Farm zu erstehen. Der Boden versprach jedoch weder eine erfolgreiche Viehzucht noch einen ertragreichen Getreideanbau. So bepflanzte Robert Treuer seine Farm im Laufe der Jahre mit über einer halben Million Bäume und heuerte selbst als Lehrer in der Cass Lake High School im nahegelegenen Reservat der Ojibwe Indianen an: „Bis dahin wusste ich nichts über die Ojibwe und die Situation der Indianer in den USA. Klar habe ich als Kind Karl May gelesen. Aber da bekommt man ja nur ein Zerrbild mit und erfährt nichts über das wirkliche Leben der Menschen.“

Daran sollte sich rasch etwas ändern. Robert Treuer lernte nicht nur, wie man „wilden Reis“, das in den Seen wachsende traditionelle

Grundnahrungsmittel der Ojibwe, erntet und auf die Jagd geht. Dem kritischen linken Geist fielen auch rasch die Ungerechtigkeiten auf, mit denen die USA, genauer gesagt Polizei, Justiz und das Bureau of Indian Affairs (BIA), den Ojibwe gegenüber agierten. Er beobachtete die extreme Armut und die politische Entmündigung in den Reservaten und die daraus resultierenden sozialen und familiären Probleme.

Als schließlich ein Freund von ihm zum Commissioner of Indian Affairs ernannt wurde, schrieb er ihm ein langes Gratulationsschreiben, das zugleich eine Reihe von Vorschlägen zur Verbesserung der Situation enthielt. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der neue Commissioner schlug dem alten Gewerkschafter vor, doch statt den Industriearbeitern in Zukunft den Ojibwe in den Reservationen von Leech Lake, Red Lake und White Earth in der Umgebung von Bemidji bei ihrer Selbstorganisation zu helfen.

Treuer machte es ein wenig anders: Von nun an offiziell auf der Gehaltsliste des BIA, versuchte der

NU-Autor Robert Schmidinger zu Besuch bei Robert Treuer.



Ich kam etwas vor meinen Söhnen in Frankfurt an. Aber kaum bin ich aus dem Flugzeug gestiegen und habe wieder Deutsch um mich gehört, ist mir etwas Schreckliches geschehen. Plötzlich habe ich mich wieder in das Jahr 1938 zurückversetzt gefühlt. Ich sah überall Nazis und bekam eine unglaubliche Panik. Mein ganzes Denken war darauf gerichtet, wie ich denn nun den Nazis entkommen und aus Deutschland fliehen kann.

jüdische Sozialdemokrat aus Wien, die Bevormundung durch das BIA zu überwinden und den Betroffenen zu helfen, sich selbst zu organisieren und für ihre Rechte zu kämpfen. Als es Robert Treuer schließlich sogar gelang, einen rassistischen Richter und eine Polizeiführung, die für zahlreiche Übergriffe auf Ojibwe verantwortlich war, auszuhebeln und ihre Abberufung zu erreichen, war Treuer längst ein in der ganzen Region bekannter „Organizer“ für die Ojibwe geworden.

Als das BIA den kritischen Geist schließlich versuchte loszuwerden, war seine Position bei den Ojibwe bereits so gefestigt, dass auch seine Absetzung nichts mehr an seiner wichtigen Rolle ändern konnte. Durch die Heirat mit seiner zweiten Frau Margaret, einer Ojibwe aus der Leech Lake Reservation, wurden schließlich auch familiäre Banden geknüpft. Eines Tages ließ ein befreundeter Ojibwe-Ältester bei ihm anfragen, ob er denn Interesse hätte, von ihm adoptiert zu werden. Für die Kulturen vieler Native Americans spielen Adoptionen in den eigenen Clan bis heute noch eine sehr wichtige Rolle. In einer Zeremonie wurde ihm schließlich der Namen Wahsay gabow, der Licht-Mann, gegeben. „Ich habe meine ganze größere Familie durch die Nazis verloren. Durch diese Adoption hatte ich plötzlich wieder eine Verwandtschaft!“

Aber auch seine eigene Familie ist heute alles andere als klein. Zu den drei Kindern mit seiner ersten Frau kamen noch vier weitere mit seiner zweiten Frau hinzu. Mittlerweile ist Robert Treuer Großvater von 26 Enkeln. Zwei seiner Söhne, Anton und David Treuer, beschäftigen sich intensiv mit dem kulturellen und sprachlichen Erbe der Ojibwe und stellen heute zwei der wichtigsten Ojibwe-Intellektuellen dar. Anton Treuer, der nach seinem Studium in

Princeton wieder nach Bemidji zurückgekehrt ist und mit seiner Frau und seinen acht Kindern ein Haus weiter auf der Farm seines Vaters lebt, ist heute Professor für die Ojibwe-Sprache an der Bemidji State University. Er ist Verfasser einer weit verbreiteten Einführung über die Ojibwe in Minnesota, mehrerer anderer Bücher und des Oshkaabewis Native Journal, der einzigen wissenschaftlichen Zeitschrift in Ojibwe. Sein jüngstes Buch beschäftigt sich mit Bagone-giizhig, dem vielleicht bedeutendsten Ojibwe-Chiefs des 19. Jahrhunderts. Anton Treuers Buch basiert auf einer wesentlich breiteren Quellenlage als ähnliche Werke weißer Historiker und könnte beispielgebend für eine eigene indigene Geschichtsschreibung werden, die sowohl über „klassische“ Methoden eines an amerikanischen Universitäten ausgebildeten Historikers verfügt, als auch über den reichen Schatz mündlich tradiert Berichte aus Sicht der Opfer des Kolonialismus. Sein Bruder David ist Associate Professor für Englisch und Literatur an der University of Minnesota und ist unter anderem als Literat für den Erhalt von Sprache und Kultur der Ojibwe aktiv. Mit seinem Buch „The Translation of Dr Apelles“ gewann er 2006 den Washington Post Critics Choice Award for Fiction.

David und Anton waren es auch, die ihren Vater als Jugendliche dazu überreden konnten, mit ihnen nach Deutschland und Österreich zu fahren und ihnen die Herkunftsregion ihrer Familie zu zeigen. 1986 kehrte Robert Treuer das einzige Mal nach 1938 nach Österreich zurück. Seine beiden Söhne kamen von einer Reise mit ihrer Schule aus England, während er sie bereits am Flughafen in Frankfurt erwartete: „Ich kam etwas vor meinen Söhnen in Frankfurt an. Aber kaum bin ich aus dem

Flugzeug gestiegen und habe wieder Deutsch um mich gehört, ist mir etwas Schreckliches geschehen. Plötzlich habe ich mich wieder in das Jahr 1938 zurückversetzt gefühlt. Ich sah überall Nazis und bekam eine unglaubliche Panik. Mein ganzes Denken war darauf gerichtet, wie ich denn nun den Nazis entkommen und aus Deutschland fliehen kann.“

Bis die beiden Söhne kamen, konnte sich Robert Treuer wieder beruhigen. Gemeinsam reisten die drei Treuers schließlich nach Dachau und nach Österreich. Sie besuchten Wien und das Salzkammergut, wo die Familie Treuer vor 1938 immer ihre Sommerferien verbracht hatte. „All das war schön und interessant zu sehen“, berichtet Robert Treuer heute, „aber was mich wirklich getroffen hat, war der Besuch von Mauthausen. Hier auf der Todesstiege im Steinbruch wurde ... der Bergkamerad meines Vaters, ermordet.“ Auch heute noch beginnt seine Stimme zu zittern: „Plötzlich konnte ich mich nicht mehr zurückhalten. Ich habe geschrien und geweint. Ich habe all meine Trauer, meine Angst und meine Wut hinausgeschrien! Bis zu diesem Moment hatte ich noch nicht begriffen, wie tief in mir meine Wut darüber ist, dass sie meine ganze Familie ermordet und mir meine Heimat gestohlen haben!“ Plötzlich schlägt der alte Mann zornig auf den Tisch. Hatte er bisher nur Englisch gesprochen, bricht es nun auf Deutsch aus ihm hervor: „Die Heimat verloren!“

Ein kleines Stück Heimat brachte ihm vor einigen Jahren sein Sohn David mit. Edelweiß. Seit dem pflanzt Robert Treuer vor seinem Haus diese Blume und trocknet jeden Herbst die Blüten in einem großen schweren Lexikon, das er ganz in der Nähe seiner Bilder vom Karl Marx Hof und von den Bergen des Ausseerlandes aufbewahrt.



XING

EIN KULTURMAGAZIN

#18
WAS WEISS WIEN
17
IN SATANS MÜHLEN

ABO :: XING.CURBS.AT



Jüdische Bürger, auf nach Deutschland!

Im Jüdischen Museum Frankfurt wird die Geschichte der Juden ganz klassisch, manchmal fast ein wenig bieder dokumentiert. Spannend ist die aktuelle Wechselausstellung „Ausgerechnet Deutschland!“ über die Zuwanderung russischer Juden.

EIN LOKAL AUGENSCHEN VON KATJA SINDEMANN (TEXT UND FOTOS)

An einem Werktag kurz vor 10 Uhr. Schulkinder und Touristen warten vor dem Tor des klassizistischen ehemaligen Palais Rothschild, oberhalb des Mains, auf Einlass. Durch die Eingangshalle geht es hinauf in den ersten Stock, zur Dauerausstellung über die religiöse und soziale Geschichte der Juden in Frankfurt am Main (respektive Deutschland). Diese fängt, ganz in klassischer Manier, am Anfang an, nämlich im 4. Jh. n. Chr., und arbeitet sich chronologisch vorwärts.

Historische Urkunden, mittelalterliche Malereien, Kleidungsbeispiele, Sakralgegenstände, Ausgrabungsphotos und bildliche Darstellungen dokumentieren das jüdische Leben in christlicher, zumeist feindlich gesinnter Umwelt, dessen Lage sich mal verschlechterte, mal verbesserte. Anschauliches Beispiel ist ein detailgetreues Holzmodell der Frankfurter Judengasse. Es zeigt den abgeschlossenen Wohnbereich der Juden in qualvoller, ungesunder Enge. Am Wochenende wurden die Tore verschlossen, sodass kein Ausgang möglich war. Immer wieder zahlten die Juden an den Frankfurter Rat, Landesfürsten oder König hohe Abgaben in der Hoffnung auf Schutz. Oft vergeblich. 1241 fiel fast die gesamte Gemeinde einem Pogrom zum Opfer. Während der Kreuzzüge und der Pest 1349 kam es zu Verfolgungswellen. Doch immer wieder siedelten sich Juden in Frankfurt an und erlebten, als direkte Untertanen des Königs, Phasen der Gleichberechtigung. Diese endeten, als der Stadtrat, zusammengesetzt aus den vornehmsten Frankfurter Familien, die Herrschaft übernahm.

Es sind Bilddetails, die einen erschauern lassen: Juden mussten sich bei Eidleistung vor Gericht auf eine blutige Sauhaut stellen. Von 1452–1728 mussten Frankfurter Juden einen gelben Ring auf der Brust tragen. Frühneuzeitliche Stiche zeigen christliche Bauern beim jüdischen Geld-



An manchen Stellen wirkt die Ausstellung bieder, fast altbacken, etwa wenn lebensgroße Tonfiguren eine Familie beim Sederabend zeigen. Aber nichtsdestotrotz ist sie lehrreich.

verleiher oder jüdische Großhändler mit christlichen Kunden. Immer wieder richtete sich der Unmut der Schuldner gegen ihre Gläubiger: Die Judengasse wurde gestürmt und geplündert. Die 1616 erlassene Judenordnung blieb bis 1808 in Kraft – und begrenzte die Zahl der Familien auf 500. Eine Urkunde mit blutrotem Siegel von 1811 hält fest, in welchen

Raten Mayer Amschel Rothschild 440.000 Gulden für die Gleichstellung der Juden zu zahlen hat. Postwendend stellt eine folgende Karikatur dar, wie sich europäische Herrscher hündisch zu Rothschilds Füßen niederknien. Die Emanzipation des Judentums im 19. Jahrhundert, aber auch der zugleich entstehende politische Antisemitismus

In der Wechselausstellung „Ausgerechnet Deutschland!“ wurde ein emotionsgeladenes Stück Zeitgeschichte spannend aufbereitet: jüdisch-russische Einwanderung in die Bundesrepublik seit den 1990er-Jahren.



werden anschaulich dokumentiert. Der Weg nach Auschwitz war lang. Auch die Zeit nach dem Holocaust wird beleuchtet, zum Teil mit audiovisuellen Mitteln: Überlebende, die in einem umkämpften Palästina ankamen und vor neuen Herausforderungen standen. Die Dankbarkeit gegenüber den USA. Der Wille, eine neue Gesellschaft aufzubauen. Aber auch die Situation jener Juden, die nach Frankfurt zurückkehrten und einen Neubeginn wagten, wird gezeigt.

Im zweiten Stock sind Ausstellungsräume verschiedenen Themen gewidmet: Synagoge, Bildung, häuslich-familiärer Bereich, Sakralkunst (z. B. in Form prachtvoll illustrierter Haggadoth), religiöse Lehre und Feste. Anschaulich werden mittels Objekten und Infotafeln die Hintergründe erklärt. Interessante Details wie ein Reise-Kiddusch-Set oder kitschige, christlichen Grußkarten nachempfundene Bar-Mizwa-Karten oder Werbung für koschere Margarine lockern auf. An manchen Stel-

len wirkt die Ausstellung bieder, fast altbacken, etwa wenn lebensgroße Tonfiguren eine Familie beim Sederabend zeigen. Aber nichtsdestotrotz ist sie lehrreich. Obwohl es bei gründlicher Besichtigung manchmal fast ein bisschen zu viel an Information ist. Die Schulkinder und Touristen haben sich mittlerweile verflüchtigt.

Durch ein prächtiges, original erhaltenes Treppenhaus geht es hinab ins Erdgeschoß, zur (damaligen) Wechselausstellung „Ausgerechnet Deutschland!“. Hier wurde ein emotionsgeladenes Stück Zeitgeschichte spannend aufbereitet: jüdisch-russische Einwanderung in die Bundesrepublik seit den 1990er-Jahren. Eine Mitarbeiterin des Museums verrät hinter vorgehaltener Hand, dass die alteingesessene Frankfurter Judenschaft Probleme mit dem Zuzug der ungebetenen Glaubensgenossen aus dem Osten hätte, das beängstigende Gefühl, in die Minderheit abgedrängt zu werden. Woher kommt das nur bekannt vor?

Die Ausstellung arbeitet jedenfalls die Entwicklung detailliert und facettenreich auf. Origineller Ausgangspunkt ist das Bonmot eines russischen Journalisten namens Wladimir Kaminer: „Im Sommer 1990 breitete sich das Gerücht aus: Honecker nimmt die Juden aus der Sowjetunion auf, als eine Art Wiedergutmachung. Es sprach sich schnell herum, alle wussten Bescheid – außer Honecker vielleicht.“ Im Gegenschnitt sieht man ein Interview mit einem verdutzten Wolfgang Schäuble, damals CDU-Innenminister, der sich 1989 im Zuge der Wiedervereinigung einem unvorhergesehenen Massenansturm russischer Juden gegenüber sah. Nicht nur Schäuble, alle waren überrascht. Kurt Schatz, damals Konsularischer Mitarbeiter der Deutschen Botschaft Kiew: „Da bin ich tatsächlich raus gegangen, hab’ mich in den Haufen ge-

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 41 Bratislava
NU 40 Rom
NU 39 Südafrika
NU 38 Oslo
NU 37 Sarajevo

NU 36 Barcelona
NU 35 Kopenhagen
NU 34 London
NU 33 Hohenems
NU 32 Buenos Aires

NU 31 Wien
NU 30 Basel
NU 29 Sydney
NU 28 München
NU 27 Berlin

stellt und gerufen: „Jüdische Bürger – zu mir!“

Doch die Vorbehalte lagen nicht nur auf deutscher Seite. So schildert eine russische Jüdin, die Deutschland seit ihren Schultagen dank sowjetischer Nachkriegspropaganda nur als Hort von Nazis und KZ-Aufsehern kannte, wie sie und ihre Familie in dem gelobten Paradies ankamen und sofort in ein von Stacheldraht umzäuntes Auffanglager mit schäbigen Wellblechbaracken gesteckt wurden. Dieses durfte nicht verlassen werden. Man kann sich kaum den Schock dieser Menschen ausmalen. Und wurden sie endlich daraus entlassen, warteten die nächste Hürden: geringe Sprachkenntnisse, Kampf mit Ämtern und Behörden, Nichtzulassung im bisherigen Beruf, beengte Wohnverhältnisse, Mangel an sozialem Umfeld, unvertraute Lebensmittel. Und aus all dem resultierend: Sehnsucht nach der alten Heimat.

Punkgenau wird diese in banalen Alltagsgegenständen herausgearbeitet: russisches Satelliten-Fernsehen, jüdisch gewandete Matrjoschka-Puppen, sowjetische Militaria als Andenken, rot-blau karierte Plastiktaschen,



in der alles bewegliche Hab und Gut verstaubt war. Ärzte, Ingenieure oder Wissenschaftler mussten sich als Putzhilfe oder Aushilfsarbeiter verdingen, einige schafften die Umstellung nicht.

Die nachwachsende Generation hingegen identifiziert sich mit der neuen Heimat, arbeitet hart am beruflichen und sozialen Aufstieg – und ist erfolgreich. Genauso überrumpelt wie damalige (Integrations-)Politiker

waren jüdische Repräsentanten. Sie hatten sich in der deutschen Nachkriegsgesellschaft eingerichtet, ihre kleine, bequeme Nische belegt. So gern sie nun mit sprunghaft gestiegenen Mitgliederzahlen kokettierten, so ratlos standen sie den daraus erwachsenden Problemen gegenüber. 220.000 russische Juden sind zwischen 1989 und 2005 in die Bundesrepublik eingewandert. Wie die neuen Mitbrüder integrieren? Das Thema ist, wenn auch vielleicht aus den Medien, so doch noch lange nicht vom Tisch.

Neben dem Jüdischen Museum im Rothschild-Palais gibt es noch das Museum Judengasse am Börneplatz, wo die Fundamente ehemaliger Gebäude aus der Judengasse zu sehen sind. Die 350-jährige Geschichte dieser Straße und ihrer Bewohner ist dokumentiert. Im „Geschichtsbüro Friedberger Anlage“, in einem 1942 auf den Resten der 1938 zerstörten Synagoge errichteten Bunker, ist die Geschichte des Stadtviertels Ostend thematisiert. Dort lebte seit Ende des 19. Jahrhunderts 45 Prozent der jüdischen Bevölkerung Frankfurts, mit eigener Infrastruktur aus Schulen, Kindergärten, Spitälern, Altenheimen, Geschäften und Synagogen. Diese wurde 1933 zerstört. Als Abschluss empfiehlt sich ein meditativer Spaziergang über den Jüdischen Friedhof neben dem Hauptfriedhof, wo bekannte Persönlichkeiten wie Moritz Daniel Oppenheim (Maler), Anselm Mayer von Rothschild (Bankier) oder Leopold Sonnemann (Verleger) ruhen.



JÜDISCHES MUSEUM FRANKFURT

Untermainkai 14/15
60311 Frankfurt a.M.
www.juedischesmuseum.de
Dienstag bis Sonntag 10–17 Uhr,
Mittwoch 10–20 Uhr,
Montag geschlossen

„Ich war nie aus Spaß in Österreich oder Deutschland“

Chemie-Nobelpreisträgerin Ada Yonath erzählt über ihre Erfahrungen mit dem Nobelpreis-Komitee, ihre polnischen Wurzeln, ihre Schwierigkeiten in Deutschland und Österreich sowie ihren Kampf gegen wissenschaftliche Windmühlen.

VON LUKAS WIESELBERG (INTERVIEW) UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)



NU: Als Sie Anfang Oktober 2009 vom Nobelpreis-Komitee angerufen wurden – wie überrascht waren Sie?

Yonath: Woher nehmen Sie an, dass ich es nicht schon vorher gewusst habe?

Haben Sie?

Nein, es wird nichts im Vorhinein verraten. Zwei Menschen in meiner Umgebung haben es zwar schon gewusst, weil sie Wochen zuvor mit der Übersetzung des Nobelpreis-Manuskripts ins Hebräische beschäftigt waren, aber auch sie haben mir nichts gesagt.

Also haben Sie wirklich nichts gewusst?

Nein. Bis auf den Tag selbst, da gab es schon vor dem Nobelpreiskomitee Anrufe.

Von wem?

Von den Medien. Die Sache war so: Ich wurde einen Tag zuvor von der Nachrichtenagentur AP in New York angerufen. Sie sagten, dass ich gute Chancen für den Nobelpreis habe. Ich habe geantwortet: „Es ist jetzt drei Uhr morgens in Amerika, vermutlich haben Sie zu viel getrunken

Ich habe mich erst nach einer Wohnung umgesehen, als meine Mutter angekündigt hat, dass sie mich besuchen kommt. Auf der Rückbank meines Autos war kein Platz mehr frei, deshalb habe ich eine Wohnung gesucht. Das war fünf Jahre nach meinem Arbeitsbeginn in Hamburg.

und wollen mich veräppeln.“ Ich konnte es einfach nicht glauben. Am Mittwoch begannen dann um sechs Uhr in der Früh die Telefonanrufe, aber nicht vom Nobelpreiskomitee, sondern von den israelischen und internationalen Medien. Die Nachricht hat sich also schnell herumgesprochen. Meine Enkelin hat sich um die Anrufe gekümmert, sie hat die Nummern notiert, ich konnte ja nicht mit allen gleichzeitig reden.

Wie viele Anrufe hatten Sie, bevor dann endlich Stockholm anrief?

Ich weiß nicht, vielleicht 100. Zehn Minuten, nachdem das Komitee dann endlich angerufen hatte, waren die Leitungen blockiert, und zwar nicht nur meine, sondern auch die des gesamten Weizmann-Instituts.

Wie haben Sie sich bei der offiziellen Nachricht gefühlt?

Ich habe mich natürlich sehr gefreut und war sehr glücklich. Neun Jahre zuvor war ich aber noch glücklicher, als ich erstmals die Ribosomen-Struktur sehen konnte, das war wirklich unglaublich. Den Preis bekommt man oder man bekommt ihn nicht. Es ist ein schönes Gefühl, aber nicht zu vergleichen mit meiner eigenen Entdeckung.

Zu Ihrer Biografie: Woher stammen Ihre Eltern?

Aus Polen, Zdunska Wola, ein kleiner Ort 20 Kilometer südwestlich von Lodz. Auch alle meine Verwandten stammen von dort.

Leben heute noch Verwandte in der Gegend?

Nein. Alle, die es nach Israel geschafft haben, haben überlebt. Der Rest wurde von den Nazis vernichtet.

Wurde in Ihrer Familie über ihre Herkunft gesprochen?

Manchmal, aber nicht sehr viel.

Wie war das?

Ich weiß nicht. Ich hatte eine Großmutter und einen Großvater in Israel, beide sind gestorben, als ich noch sehr jung war. Es war natürlich nicht schön, darüber zu sprechen. Ich kann keine große Geschichte erzählen: Mein Vater starb, als ich elf Jahre alt war. Es gab nicht viel Zeit, um über die Vergangenheit zu sprechen.

Haben Sie jemals Zdunska Wola besucht?

Ja, ich war zwei oder drei Mal da, das erste Mal 1986 noch in der kommunistischen Zeit. Ich bin sogar auf die Zäune des Friedhofs geklettert, um die Gräber der Großeltern zu sehen. Mittlerweile hat sich viel geändert, es wurde viel gebaut und ich bin eine kleine Expertin für Zdunska Wola geworden.

Wie oft waren Sie in Österreich?

Rund zwanzig Mal, ich bin Mitglied im Beirat des Instituts für Biophysik und Nanosystemforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Graz, habe Auszeichnungen bekommen und nehme an Konferenzen teil.

Wann sind Sie zum ersten Mal nach Deutschland oder Österreich gekommen?

Ich glaube 1975, anlässlich einer Konferenz der deutschen Max-Planck-Gesellschaft. Über einhundert Proteinkristallografen aus aller Welt haben sich im Tiroler Ort Alpbach getroffen. Es war nicht einfach für mich, hierher zu kommen, gar nicht einfach.

Es ist immer seltsam, solche Fragen zu stellen, aber was war „nicht einfach“?

Sie deuten das in Ihrer Frage ja

schon an. Ich war zwar nur indirekt von der Geschichte betroffen, weil ich ja schon in Israel auf die Welt gekommen bin und meine unmittelbare Familie bei mir hatte. Aber ich war nicht blind, ich kannte die Geschichte und hatte Teile meiner Großeltern verloren. Die Geschehnisse der Zeit sind schrecklich, gleichgültig, wie man selbst davon betroffen ist, es war schrecklich, daran zu denken. Dieses Gefühl hat sich nicht geändert. Ich habe z. B. nie Deutsch gelernt. Ich hatte jahrelang mein eigenes Institut in Deutschland, aber kann noch immer kein Deutsch. Ich kann nicht einmal sagen: „Sie haben die falsche Nummer gewählt, rufen Sie eine andere an.“ Verstehen kann ich es, sagen kann ich es nicht.

War das Ihre Reaktion auf die Nazis?

Ich weiß nicht, ich habe das nicht geplant oder beabsichtigt, es ist einfach so passiert. Nageln Sie mich nicht auf eine „Reaktion“ fest.

Wie hat Ihre Umgebung reagiert, etwa als Sie zum ersten Mal in Alpbach waren? Hat Sie irgendwer auf die Geschichte angesprochen?

Nein, das war eine internationale Fachkonferenz über Kristallografie, nicht über Geschichte. Niemand ist glücklich, über die Vergangenheit zu sprechen. Also warum sollte ich es sein?

Und in den folgenden 24 Jahren, die Sie zum Teil in Deutschland verbrachten, haben sich Ihre Gefühle da verändert?

Nein, ich fühle mich immer noch unwohl, auch wenn die Arbeit selbst fantastisch war. Ich habe es geschafft, meine Gefühle von meiner Arbeit zu trennen. Ich denke nicht allzu viel nach über meine Gefühle, ich war auch niemals aus Spaß in

Nein, ich fühle mich immer noch unwohl in Deutschland, auch wenn die Arbeit selbst fantastisch war. Ich habe es geschafft, meine Gefühle von meiner Arbeit zu trennen.

Deutschland oder Österreich. Ich habe meine Arbeit gemacht und habe das Land wieder verlassen. Nun bin ich ein bisschen älter und erhalte Preise. Aber ich habe mich niemals so gefühlt, also ob ich hier leben würde. Es war für mich das höchste der Gefühle, zum Supermarkt zu gehen und etwas zum Essen einzukaufen. Ich habe viel gearbeitet, auch in der Nacht. Fünf Jahre lang hatte ich nicht einmal eine Wohnung, ich habe entweder im Büro geschlafen oder in meinem Auto. Ich hatte mir 1981 eines gekauft, um Material aus dem Labor von Berlin nach Hamburg zu transportieren. Fliegen war damals kompliziert, die Bahn hat für die kurze Strecke acht Stunden gebraucht, deshalb bin ich mit dem Auto oft die Transitroute gefahren. Das war einfacher, und so konnte ich auch darin schlafen, im Sommer im Auto, im Winter im Büro. Ich habe oft bis zwei Uhr in der Früh gearbeitet, ein paar Stunden geschlafen und dann weitergearbeitet.

Was haben Ihre Kollegen dazu gesagt?

Die dachten, ich sei komplett verrückt. Sie waren auch nicht sehr erfreut darüber, dass ich als meine Wohnadresse „Max-Planck-Institut“ angegeben hatte. Aber was hätten sie tun sollen? Sie konnten mich nicht verändern. Ich habe mich erst nach einer Wohnung umgesehen, als meine Mutter angekündigt hat, dass sie mich besuchen kommt. Auf der Rückbank meines Autos war kein Platz mehr frei, deshalb habe ich eine Wohnung gesucht. Das war fünf Jahre nach meinem Arbeitsbeginn in Hamburg.

Gibt es institutionelle Verbindungen zwischen ihrer Abteilung am Weizmann-Institut und österreichischen Instituten?

Nicht wirklich. Es gibt eine Memorial Lecture an der Universität Graz, die Otto Loewi gewidmet ist. Er hat 1936 den Nobelpreis in Medizin gewonnen, das Preisgeld musste er den Nazis abliefern, ehe er fliehen konnte. Dann gibt es in Graz auch einen Fonds, der den wissenschaftlichen Kontakt zwischen Israel und Österreich intensivieren soll. In erster Li-

nie geht es dabei um den Austausch von Studierenden und Graduierten.

In Wien haben Sie während Ihres aktuellen Aufenthalts die Wilhelm-Exner-Medaille verliehen bekommen. Wissen Sie, warum?

Nein, keine Ahnung. Ich habe aufgehört, über solche Dinge nachzudenken.

Es ist vermutlich nicht die einzige Auszeichnung neben dem Nobelpreis, die Sie bekommen haben?

Nein, aber nach dem Nobelpreis waren es nicht mehr viele. Es gibt ja Menschen, die behaupten, dass mit dem Nobelpreis die Zeit der Auszeichnungen vorbei ist. Die Wilhelm-Exner-Medaille ist etwas anderes, sie ist kein Preis und bietet somit auch kein Preisgeld.

So ist halt Österreich.

Ich weiß nicht, ob das der Grund ist. Niemand kann finanziell mit dem Nobelpreis mithalten, also zeigt man auf andere Weise seine Anerkennung, mit Ehrendoktoraten, Medaillen etc.



Die wirkliche Auszeichnung ist die wissenschaftliche Entdeckung, nicht die Ehrung. Als ich im Jahr 2000 erstmals die genaue dreidimensionale Struktur und Architektur eines kompletten Ribosoms sehen konnte, war das viel aufregender als der Nobelpreis.

Haben Sie die Anzahl Ihrer Auszeichnungen gezählt?

Nein, aber ich schätze, es sind so an die dreißig.

Sie sind unter ärmlichen Verhältnissen in Jerusalem und Tel Aviv aufgewachsen. Wie haben Sie es geschafft, zur Wissenschaft zu kommen?

Ich habe viel gelernt und studiert. In der Schule gab ich anderen Schülern Nachhilfe und arbeitete im Leseraum sowie in der Bibliothek, habe also auch Geld verdient. Damit konnte ich meiner Mutter und meiner Schwester helfen, mit denen ich gemeinsam bis zu meiner Militärzeit gewohnt habe.

Auf der Website der Nobelstiftung steht, dass Sie sich schon sehr früh für Wissenschaft interessiert haben.

Das stimmt, ich wollte schon mit fünf Jahren die Welt erkunden. Bei einem „Experiment“ habe ich versucht, die Höhe unseres kleinen Balkons mit verschiedenen Einrichtungsgegenständen zu messen. Ich habe einen Tisch auf einen anderen Tisch gestapelt, darauf einen Stuhl gestellt usw., konnte aber noch immer nicht die Decke erreichen. So bin ich selbst auf die Konstruktion gestiegen, auf den Boden gefallen und habe mir dabei den Arm gebrochen. Kurz gesagt: Ich war schon als Kind so, dass ich, wenn mich etwas interessiert hat, unbedingt herausfinden wollte, wie es funktioniert.

Es hat dann doch einige Zeit gedauert, bis Sie sich erstmals mit Ribosomen beschäftigt haben, wann war das?

Mitte der 1970er-Jahre. Ich war gar nicht so sehr an Ribosomen an sich interessiert, sondern an dem Prozess, wie der genetische Code in Proteine übersetzt wird.

Sie wollten als erste diese „Proteinfabriken“ kristallisieren und damit ihre Struktur und ihre Funktion bestimmen.

Bis zu meinen Experimenten dachte man, dass Ribosomen überhaupt nicht kristallisiert werden können. Es ist zwar versucht worden, aber ohne Erfolg. Das lag daran, dass Ribosomen nicht stabil genug sind, sie sind sehr groß, flexibel und kompliziert. Es gab bereits Studien, die gemeint haben, dass es überhaupt nie möglich sein wird, sie zu kristallisieren.

Sie standen in diesen Jahren ziemlich alleine in der Wissenschaftsgemeinde. Woher haben Sie ihre Kraft bezogen weiterzumachen?

Mich haben die anderen nicht interessiert. Ich wollte endlich wissen, wie die Struktur der Ribosomen aussieht und nicht anderen Menschen zuhören.

Waren Sie von Beginn an sicher, dass Sie einmal Erfolg haben würden?

Nein, überhaupt nicht. Aber ich hatte vom Start weg einige, wenn auch kleine Hinweise darauf, dass es klappen könnte. Das hat mir gereicht weiterzumachen. Es gibt nichts, was mich weniger interessiert, als die Meinung anderer, solange ich nur arbeiten kann. Es war auch nie mein Ziel, populär zu werden.

Sie wollten auch nicht eines Tages den Nobelpreis gewinnen?

Daran habe ich nie gedacht. Es muss schrecklich sein, immer an einen Preis zu denken. Die wirkliche Auszeichnung ist die wissenschaftliche Entdeckung, nicht die Ehrung. Als ich im Jahr 2000 erstmals die genaue dreidimensionale Struktur und Architektur eines kompletten Ribosoms sehen konnte, war das viel aufregender als der Nobelpreis.



ADA YONATH

ist erst die vierte Frau der Geschichte, die den Nobelpreis für Chemie gewonnen hat. Die erste war 1911 Marie Curie, im Vorjahr war die heute 71-jährige Ada Yonath an der Reihe. Bereits Anfang der 1980er-Jahre hat sie versucht, die atomare Struktur von Ribosomen – winzige Eiweißfabriken in den Zellen – zu klären. Kennt man diese Struktur, dann kann man auch auf die Funktionsweise der sogenannten Proteinbiosynthese schließen. Und die ist entscheidend für die Entschlüsselung des Lebens und für die Entstehung von Krankheiten. Im Jahr 2000 gelang es Yonath erstmals, die dreidimensionalen Strukturen eines kompletten Bakterien-Ribosoms zu veröffentlichen – ein Meilenstein der Wissenschaft, der zur Entwicklung besserer Antibiotika führen sollte und letztlich auch zur Verleihung des Nobelpreises. Mitte November war Yonath, die heute Professorin für Strukturbiochemie am Weizmann Institut für Wissenschaften in Rehovot/Israel ist, zu Besuch in Wien. Dabei wurde ihr die Wilhelm-Exner-Medaille des Österreichischen Gewerbevereins verliehen und sie nahm an einem PhD-Symposium des Vienna Bio Center über den Ursprung des Lebens teil.

wünsch ich mir: Hol mich hier raus, **FALTER!**

stab festhält. Aus Angst. In solchen Momenten

sich beim Stoa Kogler Konzert ganz stark am Leucht-

und „Diamanten der Volksmusik“. Ich bin die Hand, die

die Wahl hat zwischen „Rave Nation 3“, „Après Ski-Hits“

Ich bin die Hand, die ins CD-Regal greifen muss. Und dort



Suchbild auf Jiddisch ...

Das Rätsel, passend zum Thema Chanukka, diesmal mit sechs Fehlern.

VON MICHAELA SPIEGEL



- AUFLÖSUNG:
1. CHANUKKAH-HUND
 2. DOPPELTES HAPPY CHANUKKAH-PLAKAT
 3. EIN DECO-STERN WENIGER
 4. KERZENLEUCHTER
 5. RABBI JACOB
 6. FRISUR



FOTO: PETER RIGAUD

Neue Moscheen braucht das Land

VON ERWIN JAVOR

Unser Präsident, der Ari, hat Ezzes für die Muslime. Ich auch. Meine sind natürlich besser. Aber der Reihe nach. Ich zitiere gleich einmal meinen Präsidenten mit einem, meiner Meinung nach, ungeheuerlichen Satz: „Wenn es Leute gibt, die sich nicht integrieren lassen wollen, dann haben sie in Österreich nichts verloren.“ Ari hat gemeint, und wurde dafür in breiter Öffentlichkeit in allen Medien viel beachtet, es wäre für „uns“ Juden völlig in Ordnung, wenn Muslime mehr Moscheen bekämen, aber sie sollten sich zurückhalten mit allem, was muslimisch daran ausschaut – sinngemäß. Sie sollten sich der europäischen Gastkultur anpassen, damit sie weniger anecken. „Für Minarette ist im Zeitalter der Handys und des SMS kein Bedarf.“ Gut für die Muslime, dass sie im Gegensatz zu den Juden am Schabbas ja jederzeit telefonieren und SMS-en dürfen.

Davon abgesehen, was er sich da denkt, ist eine der ältesten Ideen darüber, wie sich Menschen in multikulturellen Gesellschaften am besten vertragen könnten, bekannt als die Assimilationsthese. Majorität absorbiert Minorität, und dann ist alles in Ordnung. Wenn man jetzt ein bisschen weiter denkt, frage ich mich, wieso meinem Präsidenten am eigenen jüdischen Beispiel noch nicht aufgefallen ist, dass es so simpel nicht läuft.

Nehmen wir einmal die Juden in Österreich. Da gab und gibt es assi-

milierte, orthodoxe und alles dazwischen. Aktuell sind es nur noch zirka 7000. Wer kann sich vorstellen, dass es realistisch ist, eine neue Synagoge zu bauen, die allen gefällt? Nicht nur den andersgläubigen Österreichern, weil der Davidstern an der unauffälligen Fassade nur ganz klein wäre, sondern auch allen Juden. „Die“ Juden sind nämlich, wenn ich Ari erinnern darf, ein überaus buntes Konglomerat ganz unterschiedlicher religiöser oder säkularer Orientierungen und unterschiedlichen geografischen Ursprungs: Atheisten, Agnostiker, Reformjuden, Drei-Tages-Juden, Orthodoxe aller, zumindest einem Dutzend, Schattierungen. Das ist nicht nur nicht realistisch, sondern, gottlob, aussichtslos und spricht für Pluralismus, der mir schon einmal gefällt.

Übertragen auf die Muslime, und davon gibt es in Österreich deutlich mehr als 7000, nämlich eine halbe Million: Wie viel wahrscheinlicher ist es bei denen, dass sie sich auf ein einziges Moschee-Konzept mit einem unauffälligen, oder noch besser, keinem Minarett, auf Bethäuser, die „ins Land passen müssen“, einigen, wie es unserem Präsidenten gefiele? Also vielleicht solche, die mit alpinen Holzschindeln gedeckt und mit Herrgottsschnitzerei verziert sind?

Davon abgesehen, dass dieses Konzept nicht realistisch ist, es bringt ja auch nichts! Nehmen wir wieder die Juden: Vor 1938 haben über 200.000

Juden in Wien gelebt. Die meisten davon waren nicht nur bestens integriert, ein Teil war sogar bis zur Unkenntlichkeit seiner jüdischen Identität assimiliert. Sie ließen sich taufen, sie wuchsen auf, ohne die jüdischen Traditionen zu kennen, sie waren überzeugte, patriotische Österreicher. Hat es ihnen etwas genutzt, als der Schickelgruber kam? Oder auch vorher unter Lueger? Nicht dass ich wüsste! Waren jüdische Philharmoniker nicht ausreichend integriert? Oder jüdische Rechtsanwälte und Ärzte, Wissenschaftler, Universitätsprofessoren? Und nicht zu vergessen, die jüdischen Flickschuster und Schneider, die so gar nicht in das angeblich so bedrohliche „Stürmer“-Judenbild passen? Was geschah mit den berühmten jüdischen Komponisten von typischen Wienerliedern wie das „Fiaker-Lied“, „Das kleine Café in Hernals“ oder „I bin a stiller Zecher“. Sie fanden sich, wie die sogenannten Kaftan-Juden, die sich nicht integrieren wollten, genauso im KZ wieder.

Daher, liebe Musliminnen und Muslime: Ihr braucht weder Muzicants noch meine Ezzes. Weil es wird euch gegen Rassisten und Anti-Andersisten sowieso nichts nützen, egal, was ihr macht. Also entscheidet euch dafür, was euch persönlich am meisten entspricht und steht zu dem, was ihr seid, in all seiner Vielfalt! Das nützt und hilft euch genauso viel und genauso wenig, wie zu tun, was irgendjemand Euch nahelegt.



FOTO: PETER RIGAUD

Judeo-Christliches Erbe

VON MARTIN ENGELBERG

In den vergangenen 15 Jahren waren die Erinnerung an die Shoah, der Kampf um die Restitution beziehungsweise Entschädigung von geraubtem Gut und das Warnen vor immer neuem Antisemitismus die überragenden politischen Themen der jüdischen Gemeinde. So sehr diese Beschäftigung auch tatsächlich erforderlich und überfällig war – diese fast ausschließliche Fokussierung auf diesen Themenkreis war schon bisher problematisch.

Die sich in den vergangenen Jahren ständig weiter ausbreitende Integrationsdebatte in Europa stellt die bisherige Agenda „Shoah–Restitution–Antisemitismus“ jetzt zunehmend in den Schatten. Wir sollten uns nicht nur gezwungen sehen, in dieser Diskussion Stellung zu beziehen. Vielmehr ergibt sich dadurch die ausgezeichnete Gelegenheit, die Position der Juden in den europäischen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts neu zu definieren, und auch nach innen an einer Neuausrichtung, ja an einer Wiederbelebung des Jüdisch-Seins zu arbeiten.

Nicht wenige in der jüdischen Gemeinde warnen jetzt, wie sehr die Emotionen in den Diskussionen um die Probleme mit muslimischen Einwanderern dem Antisemitismus ähnelten; manche vergleichen die heutige Stimmung in Europa mit jener der 20er- und 30er-Jahre des vorigen Jahrhunderts. Natürlich gibt es gewisse Ähnlichkeiten und

man kann argumentieren: Wieder werden andere Kulturen nicht als Bereicherung, sondern als Bedrohung angesehen, wieder entwickeln viele Menschen Neid und Angst um ihren Besitzstand. Aber nicht alles, was hinkt, ist ein Vergleich. Wer behauptet, nur die fremdenfeindlichen, antisemitischen Österreicher seien schuld an den Integrationsproblemen der muslimischen Einwanderer, und wer meint, dass alle Probleme nur einer verfehlten Sozial-, Bildungs- und Integrationspolitik Österreichs zuzuschreiben sind, liegt einfach falsch.

Als vor einigen Jahren die Unruhen in den Vorstädten von Paris tobten und wir in einer Gesprächsrunde über Fremdenfeindlichkeit diskutierten, saß in dieser Runde auch eine kanadische Diplomatin, deren Eltern – Juden aus Marokko – in den 50er-Jahren nach Frankreich ausgewandert waren. Sie gab mit leiser Stimme zu bedenken: „Meine Eltern waren auch aus Nordafrika nach Frankreich emigriert. Damals waren die Franzosen ganz sicher auch nicht weniger fremdenfeindlich und abweisend. Meine Familie kam völlig mittellos nach Frankreich. Es war sehr schwer für meine Eltern, Arbeit zu finden. Aber sie haben hart gearbeitet und uns dabei nicht auf der Straße aufwachsen lassen. Sie haben alles getan, um uns Kindern eine gute Erziehung und Ausbildung zu geben. Und so ist ein Bruder von mir heute ein Arzt, der

andere ein Rechtsanwalt und ich bin im diplomatischen Dienst.“

Es prallen mit den muslimischen Einwanderern in den Demokratien und Wohlfahrtsstaaten Europas tatsächlich unterschiedliche Welten aufeinander und dabei stehen wir Juden weder in der Mitte noch abseits. Es ist zulässig, von einem judeo-christlichen Erbe, einer gemeinsamen zivilisatorischen Entwicklung, also einer gemeinsamen jüdisch-christlichen Wertegemeinschaft zu sprechen, welche die westliche Welt prägen. Wir sprechen hier von Gesellschaften und Religionen, die das Zeitalter der Aufklärung und der Trennung von Staat und Religion durchgemacht und verinnerlicht haben.

Wir Juden sollten uns daher nicht scheuen, klar Position zu beziehen. Gleichzeitig sollten wir beweisen, dass auf Basis eines gemeinsamen Wertesystems durchaus unterschiedliche Kulturen gedeihen können. Und wir sollten unsere jüdische Identität, unsere Werte und Traditionen daher dementsprechend fördern und pflegen.

Damit würde sich das Wirken von uns Juden nicht nur auf die Mithilfe bei der Abwehr von rechtspopulistischen und xenophoben Tendenzen in Europa beschränken, die es ja zweifellos gibt. Wir könnten damit auch den Weg zu einer ganz neuen Orientierung und Standortbestimmung der jüdischen Gemeinschaften im Europa des 21. Jahrhunderts ebnen.

MEHR WIRTSCHAFT. MEHR KULTUR.



Gut zu wissen.

4 Wochen GRATIS testen!

Bestellung unter Tel. 0810 0810 99
oder abo-center@wienerzeitung.at

www.wienerzeitung.at

nu LESERBRIEFE



Zum Kommentar „Eine bemerkenswert unkluge Aktion“ von Martin Engelberg

Der Islam steht dort, wo die katholische Kirche vor einigen 100 Jahren stand. Es fehlt die Aufklärung. Sie schreiben, das Grundverständnis/Intoleranz des Islams ist zum Beispiel, dass Nicht-Moslems diverse Orte nicht betreten dürfen. Detto in der katholischen Kirche: Das Baptisterium befindet sich immer außerhalb der Kirche, da Ungetaufte das Innere der Kirche nicht betreten durften.

Mit freundlichen Grüßen
Dr. Josef Nagler

Zu „T. Scarlett Epstein – Die sieben Leben einer Leopardin“ von Axel Reiserer

Ich möchte NU und Axel Reiserer gratulieren zur Beschreibung von meinem Lebensgang. Nachdem ich jetzt schon 88 Jahre alt bin und sehr viele verschiedene Lebenserfahrungen habe. Von Emigration aus Wien und Näharbeiterin in London bis zur berühmten Dritte Welt Entwicklungskonsultantin. Es war sicher nicht so leicht für Herrn Reiserer, das alles zu beschreiben. Nachdem er plant, den Artikel auch in der „Wiener Zeitung“ her-

auszugeben, bin ich schon neugierig, was die österreichischen Leser dieser Zeitung darüber denken werden.

Dr. T. Scarlett Epstein

ERRATA

Durch einen bedauerlichen Druckfehler wurde das Inserat der Tageszeitung „Die Presse“ im letzten NU rot eingefärbt. Es hätte in schwarz-weiß erscheinen sollen, wie auch in der aktuellen Nummer.

Ihr Inserat im NU

Annahmeschluss:
10. März 2011

Bitte richten Sie Ihre Anfrage an
Gesine Stern, gesine.stern@nunu.at, Mobiltelefon: 0676/ 566 85 23



UNSERE AUTORINNEN



Ruth Eisenreich

Die Studentin der Vergleichenden Literaturwissenschaft und Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien macht bei NU ein Praktikum. Inzwischen studiert sie auch Journalismus.



Andrea Maria Dusl

Die Autorin, Zeichnerin und Filmemacherin ist ein Multitalent. Für NU steuert sie die Illustration zur Kolumne „Mammeloschn“ bei.



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Michael Kerbler

leitet die Ö1-Sendereihe „Im Gespräch“.



Rosa Lyon

ist studierte Ökonomin und Redakteurin bei Ö1. Sie beschäftigt sich ebendort in den Sendereihen „Diagonal“, „Radiokolleg“, „Im Gespräch“, „Saldo“ und „Dimensionen“ vorwiegend mit ökonomischen Themen.



Georg Markus

Ist „Kurier“-Kolumnist, Autor von TV-Dokumentationen, zeitgeschichtlichen Büchern („Wie die Zeit vergeht“, „Die Enkel der Tante Jolesch“) und Biografien (Sigmund Freud, Die Hörbigers, Karl Farkas). Zuletzt erschienen: „Was uns geblieben ist. Das österreichische Familienbuch“.



Verena Melgarejo

ist 1986 geboren und in Berlin aufgewachsen. Nach ihrer Matura 2005 lebte und arbeitete sie in Cochabamba/Bolivien und in Buenos Aires/Argentinien. Seit fast drei Jahren lebt sie als Fotografin in Wien.



Rainer Nowak

Der ständige NU-Mitarbeiter ist Journalist bei der Tageszeitung „Die Presse“. Der Vater zweier Töchter leitet das Politik-Ressort und ist gemeinsam mit Christian Ultsch für „Die Presse am Sonntag“ verantwortlich.



Peter Rigaud

studierte Fotodesign am renommierten Lette-Verein in Berlin. Nach dem Studium arbeitete er lange Zeit in New York, Chicago und Cleveland. Seit 2006 lebt und arbeitet er in Berlin und Wien.



Thomas Schmidinger

Der Politikwissenschaftler und Sozial- und Kulturanthropologe studierte Arabisch, Türkisch und Spanisch in Kairo, Tunis, Istanbul und Guatemala und ist Lehrbeauftragter am Wiener Politikwissenschaftsinstitut.



Katja Sindemann

Die Journalistin, Regisseurin und Autorin mehrerer Bücher („Mazzesinsel Kochbuch“, „Götterspeisen. Kochbuch der Weltreligionen“, Metroverlag) leitet die Vienna Media Office.



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u. a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Petra Stuibner

Die studierte Theaterwissenschaftlerin ist „Chronik“-Ressortleiterin der Tageszeitung „Der Standard“ und Buchautorin.



Lukas Wieselberg

ist Wissenschaftsredakteur bei Ö1 und science.ORF.at.



FOTO ©: PETER RICAUD

Hutpflicht fürs Mostviertel



FOTO ©: PETER RICAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Javor: Der türkische Botschafter sollte ein Vorbild für Aviv Shir-On, den israelischen Botschafter in Wien sein. Er hat den Minderheitennagel auf dem Kopf der Mehrheit getroffen. Wir Juden haben eine solche formidable Vertretung nicht.

Menasse: Was meinst du, dass er sagen sollte, der israelische Botschafter? Der türkische Vertreter wollte doch nur, dass die Österreicher die Türken mehr respektieren. Und da sehe ich bei uns kein Problem. Mich respektieren sie und dich kennen sie zu deinem Glück nicht so genau, dass sich dich schlecht behandelten.

Javor: Du verstehst mich überhaupt nicht. Ich meine, die Österreicher sollen endlich die schönen jüdischen Gebräuche nicht nur respektieren, sondern einfach zu den ihren machen. Dieses Schweinefleisch zum Beispiel: Fett, ungesund und vor allem trefe. Scholet und Kigels statt Burenwurst und Debreziner.

Menasse: Du meinst, es müssen jetzt alle zwei Küchen führen, für milchig und fleischig. Da könnten wir uns mit den Eiskasten-Produzenten verbünden. Schließlich würden sie doppelt so viele Geräte verkaufen als heute.

Javor: Außerdem sollten endlich alle Männer Kopfbedeckung tragen. In den kalten Regionen, wie zum Beispiel im Wald- und Mostviertel wäre das ein wichtiger Beitrag zur Volksgesundheit. Was sich da die maroden Krankenkassen an Grippemittel ersparen würden.

Menasse: Hutpflicht fürs Mostviertel finde ich gut. Allerdings hätten wir die Innung der Friseure gegen uns, wenn wir vorschlägen, dass die Männer Bärte tragen und sich Schläfenlocken wachsen lassen sollen.

Javor: Aber bedenke doch: Wenn sich niemand mehr rasiert, wird viel Zeit erspart, die der Volkswirtschaft zugute kommt. Das müsste zumindest den Wirtschaftsminister überzeugen.

Menasse: Als Agnostiker wäre für mich der größte Vorteil, dass am Schabbes alle Österreicher zu Hause bleiben müssten und ich als Einziger mit meinem Auto durch leere Gassen gleiten könnte. Freie Fahrt für freie Agnostiker.

Javor: Du musst aufpassen: Die Österreicher tendieren dazu, die Vorschriften allzu ernst zu nehmen. Sie würden gleich, wie in Bnej Brack, mit Steinen auf deinen Peugeot werfen.

Menasse: Schaffen wir Weihnachten eigentlich auch ab?

Javor: Das sollten wir vorweg mit dem Fachverband der jüdischen Lamettverkäufer besprechen. Die wollen wir uns doch nicht zum Gegner machen.

Menasse: Wenn wir auf die jüdischen Feiertage bestehen, sollten wir allerdings eine Übergangsfrist gewähren. So leicht sind die Vorschriften nicht zu lernen und teilweise verstehen sie ja nicht einmal die Rabbiner.

Javor: Allein bis die Kinder gelernt haben, von rechts nach links zu schreiben, vergehen ein paar Jahre.

Menasse: Immerhin wird damit endlich den Linkshändern Gerechtigkeit zuteil. Bei ihnen verwischt dann endlich die Tinte nicht mehr.

Javor: Die größte Schwierigkeit sehe ich darin, das österreichische Wirtsvolk in der Kunst des Dajgezzens zu unterrichten. Ich befürchte, das wird erst funkti-

onieren, wenn wir die Bierzelte abschaffen.

Menasse: Erwin, endlich hätten wir einen vernünftigen Beruf. Wir fahren von Ort zu Ort und lehren Dajgezzens und Chochmezzens bei koscherem Wein und Klezmermusik. Wie werden wir denen aber das Prinzip beibringen, eine Frage immer mit einer Gegenfrage zu beantworten?

Javor: Wer beantwortet denn eine Frage mit einer Gegenfrage?

Menasse: Gegen wen wendet sich jetzt diese Gegenfrage?

Javor: Da muss ich dich bei dieser Gelegenheit fragen: Zahlst endlich du einmal unseren Kaffee?

Menasse: Warum sollte ich so was Dummes tun?

Javor: Frag nicht.

Menasse: Aber eines muss ich dir schon sagen: Wir werden in ärgste diplomatische Probleme mit Israel kommen.

Javor: Warum?

Menasse: Stell dir die Auseinandersetzung vor, wenn die Österreicher nach ihrer jüdischen Einschulung von sich behaupten, sie wären das auserwählte Volk.

Javor: Schrecklich. Dann lassen wir es lieber. Aber den Kaffee zahlst trotzdem du.

** dajgezzens: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzens: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.300 Stück
Nächste Ausgabe: März 2011

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Esteplatz 6/5, 1030 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 531 77-826
Fax: +43 (0)1 531 77-927
Mob.: +43 (0)676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Thomas Szanto (Lektorat), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst, stv. Chefredakteurin).

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄß MEDIENGESETZ

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1030 Wien, Esteplatz 6/5
Obmann: Erwin Javor, Schriftführerin: Danielle Spera, Kassier: Sabine Bauer.

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es Dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn Du nicht darüber reden willst, lasse ich Dich in Ruhe.“)